

WIR SIND
DIE

KRAFT

PROLETARISCHE GEDICHTE

VON

FERDINAND FREILIGRATH

— 311

WIR SIND DIE KRAFT!

Auswahl politischer und
proletarischer Gedichte von
Ferdinand Freiligrath
mit biographischer Skizze
und erläuterndem Nachwort
von **Konrad Haenisch**.

FÜNFTE AUFLAGE
(81. – 85. TAUSEND)



Berlin 1929

ARBEITERJUGEND-VERLAG
BERLIN S. W. 61, BELLE-ALLIANCE-PLATZ 8

A23177

Die erste Auflage dieser Gedichtauswahl erschien im Jahre 1910 zum Gedächtnis des 100 jährigen Geburtstages Freiligraths, die zweite und dritte Auflage im selben und folgenden Jahre. Inzwischen ist im November 1918 eine Änderung der Staatsordnung erfolgt, freilich keine Revolution im Sinne mehrerer Freiligrath'scher Dichtungen 1848 er Gedenkens, die man heute mit den Namen Putsch oder Aufstand bezeichnen würde, aber viel umwälzender und tieferegreifend, als man im Jahre 1848 nur ahnen konnte. Vom heutigen Gesichtspunkte aus lassen die Freiligrath'schen Revolutionsgedichte die wirtschaftliche Bedeutung der Arbeiterschaft und die Erfassung wirtschaftlicher Kampfmittel vermissen. Wir haben trotzdem Abstand genommen, an den Geleitworten und Erläuterungen des Genossen Konrad Haenisch Änderungen vorzunehmen, obgleich manches darin Gesagte durch die inzwischen erfolgte Entwicklung Deutschlands zur Republik und durch die Abwendung vom Militarismus überholt ist. Wer kann wissen, zu welchen Mitteln die Arbeiterschaft noch greifen muß, um die republikanische Staatsform zu verteidigen? Mag also niemand daran Anstoß nehmen, daß es als Ausdruck jüngstvergangener Zeiten mit in diese Neuauflage übernommen worden ist.

Der Verlag.

Zum Geleit.

Feuer lod're, Feuer zucke
Durch mich hin mit wildem Rothen;
Selbst der Schnee, in dessen Schmucke
Einst mein Haupt prangt, sei durchbrochen
Von der Flamme, die von innen
Mich verzehrt; — — — — —

So aus meinem Haupt, ihr Kerzen
Wilder Lieder, sprüh'n und wallen
Sollt ihr und in ferne Herzen
Siedend, zischend niederfallen.

Diese Worte stehen in dem ersten Gedicht, das von Ferdinand Freiligrath erhalten geblieben ist; als er es niederschrieb, war er (der schon als Achtjähriger zu reimen begonnen hatte) sechzehn Jahre alt. Und wenn der Sechszwanzigjährige, ehe er am 18. März 1876 das in Begeisterung und Güte strahlende Dichterauge für immer schloß, an dies Jugendgedicht und an das seitdem verfloßene halbe Jahrhundert noch einmal zurückgedacht hat, so hat er sich sagen dürfen: „Ich habe Wort gehalten — ich bin dem Gelöbniß meiner Knabenjahre treu geblieben.“ In der That hat wohl selten ein Dichter sein eigenes tiefstes Wesen in der Jugend schon so prophetisch sicher erkannt und so treffend gezeichnet, wie Freiligrath das seine in jenen Worten. Feuer hat gezuckt und gelodert in diesem Dichter, eine Flamme hat, wärmend und leuchtend, gebrannt vom ersten Tage seines Schaffens an bis zum letzten. Und die Kerzen seiner wilden Lieder sprühten und wallten durch sein Land und seine Zeit, siedend und zischend fielen sie nieder in Hunderttausende, in Millionen von Herzen... Und darin liegt das Geheimniß der zündenden Kraft, mit der diese Gedichte auch heute noch wirken, nachdem Jahrzehnte seit des Dichters Tode vergangen sind: in ihnen offenbart sich eine glühende Seele, ein hinreißendes dichterisches Temperament — ein ganzer Mann, der mit jeder Faser seines Herzens bei dem ist und zu dem steht, was er schreibt. Er selbst hat einmal, in einem Briefe an Wolfgang Müller, ausgesprochen, wer seine Gedichte lese, der müsse darin hören, „das Bochen einer fühlenden, in Liebe und Haß entbrennen könnenden, manchmal selbst krampfhaft zuckenden Menschenbrust“. Und daß das keine leere Redensart war, das beweist nicht nur Freiligraths Leben in jeder Phase, das empfinden wir auch schon beim Lesen dieser Gedichte selbst immer aufs neue; wir fühlen: hier spricht ein Kerl von echtem Schrot und Korn zu uns, einer, dem's heiliger Ernst ist, mit dem, was er sagt! Leben und Dichten war eins bei Freiligrath. Er gehörte nicht zu den Leuten, von denen man sagen muß: Richtet euch nach ihren Worten, aber nicht nach ihren Taten...

Es fehlt uns hier leider an Raum, den Lebensgang des größten deutschen Freiheitsdichters ausführlich zu schildern und an seinem wechselvollen Schicksal das eben Gesagte im einzelnen zu erhärten. Ganz wenige knappe Daten müssen genügen: Am 17. Juni 1810 zu Detmold als Sohn eines Lehrers geboren, absolvierte Freiligrath das dortige Gymnasium bis zur Prima und kam dann nach Soest in eine kaufmännische Lehre. Hier erschienen in einem Lokalblatte seine ersten Gedichte, die im Reime schon die

wesentlichen Merkmale seines späteren Schaffens zeigen: eine äußerst große, die Empfindung und den Gedanken plastisch gestaltende Anschaulichkeit der Sprache und ein hinreißendes Temperament, an dem nichts Gemachtes, nichts Gefünsteltes ist, das vielmehr aus vollem, warmem Herzen kommt und deshalb auch warm zu Herzen geht.

Wohlgefühl hat sich Freiligrath in Soest nicht, in der „grauen Stadt“, die ihn „lehren sollte den Erwerb“, die ihn „grämlich sperrte in der Prosa Stall, und Dichten hieß Zeitverderb“. Allzu traß war der Gegensatz zwischen der kleinbürgerlichen Enge des westfälischen Landstädtchens und der weltumspannenden Sehnsucht seiner glühenden Phantasie. Wie sich die Romantiker aus dem grauen Elend jener Zeit (wir befinden uns im v o r m ä r z l i c h e n Deutschland!) hinauszuretten suchten in die ferne Vergangenheit des Rittertums und der Minne, so fand Freiligraths in der Heimat und in seiner Zeit gleichfalls nicht befriedigtes Sehnen nach großen, der Dichtung würdigen Gegenständen den ersten Ankergrund in der Freie und Weite des Weltmeeres, in der Unendlichkeit der Wüste. So enthält auch diese in ihrer Art gigantische exotische Poesie Freiligraths im Grunde ein revolutionäres Element; bekennt doch der Poet selbst später einmal: „Meine Löwen- und Wüstenpoesie war im Grunde auch revolutionär — es war die allerentschiedenste Opposition gegen die zahme Dichtung und zahme Societät (Gesellschaft).“ Es spricht aus diesen Wüsten- und Meerliedern auch schon, bei all ihrer glühenden Farbenpracht, die uns in Freiligrath oft genug den Dichter über dem Maler vergessen läßt, ein tiefes Mitgefühl, ein tiefes Mitleiden mit der armen Kreatur, die der rohen Naturgewalt oder dem „Rechte des Stärkeren“ unterliegt — im Grunde genommen also dasselbe Gefühl, das Freiligrath, der sich selbst, in einem Briefe an Marx, einmal einen „Nationalökonomen mit dem Gemüt“ nennt, später zum Schöpfer so ergreifender sozialer Zeitgemäße machte; nur: der schwere Pessimismus, der den dumpfen Unterton aller Poesie seiner ersten Periode bildet, ist später, da Freiligrath den Mutterboden des Sozialismus berührt hat, emporgeläutert zum zukunftsfrohen Optimismus des Revolutionärs...

In Amsterdam, wohin Freiligrath von Soest aus ging, fand seine exotische Poesie die mannigfachsten Anregungen; diese Metropole des Welthandels und des Weltverkehrs mit der bunten Mannigfaltigkeit ihres Lebens und Treibens vermochte die Phantasie des Jünglings ganz anders zu befruchten, als das stille westfälische Landstädtchen. Doch im Grunde war er auch hier einsam; sein kaufmännischer Beruf ließ ihn nach wie vor innerlich ebenso kalt wie die Gesellschaft seiner Kameraden:

„Kennt ihr die Leere, kennt den Ekel ihr?
Verdroßen durch die Gassen gingen wir,
Das Wort ließ ich die andern führen.
Bei Gott — es war ein wichtiges Gespräch —
Sie unterhielten sich den ganzen Weg
Von Dirnen und von Staatspapieren!“

Ähnliche Aeußerungen aus den Amsterdamer Jahren, aus einer dann wieder folgenden kurzen Periode in Soest und aus der Zeit, die Freiligrath darauf als Kommis in einem Barmer Handlungshause zugebracht, ließen sich zu Duzenden anführen. Alle zeigen sie den Dichter in einer zerrissenen, weltchmerzlichen Stimmung; tief führt er den Zwiespalt zwischen dem, was als gewaltiger, innerer Drang in ihm tost und gärt, und den Bedingungen seines äußeren Lebens. So jammert er einmal, „der Dichtung Flamme ist allezeit ein Fluch“, und ein andermal klagt er, „Das Mal der Dichtung ist ein Rainstempel“, um dann wieder zu stöhnen:

„O dies Tappen, o dies Suchen,
 Diese ew'gen Dissonanzen,
 Diese ew'gen Brocken eines
 Durch und durch verhungzten Ganzen!
 Lied und Leben, o wie strebt' ich,
 Was sich fremd ist zu versöhnen!
 Doch das Lied stirbt mit dem Leben
 Und das Leben mit den Tönen.
 Keins von beiden will geraten —
 Ew'ge Halbheit, ew'ges Pfluschen!
 Nichts als Schwächen, nichts als Flecken,
 Nur der Tod kann sie vertuschen!“

Diese Stimmung Freiligraths war nur der markante Ausdruck der Stimmung, die die Besten jener Zeit besetzte, wie sein persönliches Schicksal nur Spiegelbild im kleinen des Schicksals der Zeit war. Mochten die Leute der schwäbischen Dichterschule, mochten die Geibel und Auerbach inneres Genügen finden im Besingen von blauen Blümelein und Waldeseinsamkeit, im Schwelgen in Rheinromantik oder im Erfinden immer neuer Dorfideellen — Kraft- und Kernnaturen wie Freiligrath mußte auf die Dauer die stickige gesellschaftliche und politische Atmosphäre des vormärzlichen Deutschland unerträglich werden. Gesunde Menschen ertragen für die Länge der Zeit nicht die narkotischen Mittel des Sichhinwegtäuschens über das Elend und den Jammer, der sie umgibt. Und schließlich war, wie die Romantik, so auch Freiligraths Wüstenpoesie ja doch nur ein solches Narkotikum gewesen — wenn auch ein ungleich kräftigeres . . .

Aber erst die Stürme, die seit Mitte der vierziger Jahre Deutschland durchbrausen, als Vorboten des nahenden Märzgewitters, sollen auch die Nebel verschrecken, die Freiligraths Lebensweg umdunkelten. Schon im Jahre 1837 hatte er, in einem Briefe, geäußert: „Ob hölty wohl auch Mailieder gemacht hätte, wenn 1773 sieben Professoren ausgewiesen worden wären (wie 1837 aus Göttingen)? 's ist eine schwüle Zeit — der Poet steht vereinsamt in ihr, ein übersflüssiges Gerät. Wohl ihm, wenn er die Interessen der Zeit zu erfassen versteht . . . Ich dünkte in einer Zeit, wo die Göttinger Sieben des Landes verwiesen werden, könnte sich der deutsche Patriotismus auch wohl anders und schöner als durch Errichtung eines Mals für Hermann betätigen. Was liegt nicht alles in unserer Zeit! Wer das Zeug dazu hat, sie recht zu packen, der macht wohl noch anderes als Denkmäler!“ Damals schon ahnte also der Dichter, aus welchem Mutterboden seine Kunst erst die Kraft zu ihrer vollsten Entfaltung saugen werde. Aber noch sollten sieben lange Jahre vergehen, bis es Freiligrath vergönnt war, diesen Boden wirklich zu berühren, um nach dieser Berührung, dem Helden der alten Griechenfrage gleich, mit verzehnfachter Stärke das Werk seines Lebens zu vollbringen.

Ueber die sieben Jahre müssen wir — die Knappheit des Raumes, der uns hier leider nur zur Verfügung steht, zwingt uns dazu — ganz flüchtig hinweggleiten, so reizvoll an sich gerade das bunte Poeten- und Wanderleben ist, das Freiligrath in dieser Zeit führt, nachdem er endlich die Bürde des kaufmännischen Berufes von sich geworfen und den Versuch gewagt hat, ganz von dem Ertrage seiner Feder zu existieren. So können wir ihn nicht begleiten auf seinen Kreuz- und Querzügen durch das „malerische und romantische Westfalen“, von Hohenlyburg bis zur Porta, nicht begleiten nach Unkel und St. Goar, nach Altmannshausen und Darmstadt, können nicht mit ihm erleben den sonnigen Rheinroman seiner jungen Liebe zu Ida Melos, nicht mit ihm und Geibel, mit Lewin Schücking und Auerbach herrliche rheinische Sommer-

und Herbsttage durchschwärmen. Wir können nicht teilnehmen an dem Lärm des Ruhmes, der bald den jungen Poeten von allen Enden her umbrauste, können uns nicht versenken in den tiefen Eindruck, den seine Dichtungen nicht nur auf das große Publikum, nein, auch auf die führenden Geister der damaligen deutschen Literatur machten. Nur eines dieser Zeugnisse seines Ruhms sei hier — aus vielen Duzenden gleichartigen herausgegriffen — wiedergegeben, weil es von einem Manne stammt, der ganz besonders zu solchem Urtheil berufen war, von Adalbert von Chamisso: „Seit dieser hier zu singen angefangen“, sagte dieser, „sind wir anderen alle Spazier. Jetzt können alle anderen deutschen Dichter die Feder niederlegen und den Mund halten.“ Es ist sehr bezeichnend für Freiligrath, daß solch ihn von allen Seiten umbrandendes Lob nicht stolz und übermütig, nicht kritiklos gegen sich selbst macht. Im Gegentheil: wie er mit unablässigem Fleiße bestrebt war, zu lernen, sein Wissen zu vertiefen, seine Weltanschauung zu erweitern, so war er auch nie blind für — wirkliche und vermeintliche — Schwächen und Unarten seines Dichtens. Zahllose Briefstellen sind dessen Zeuge. Bescheidenheit und Einfachheit sind — neben tiefer Wahrhaftigkeit und echt westfälischer Treue — immer Grundzüge seines Charakters geblieben. „Für Schmeicheleien war er rein unzugänglich, sie widerten ihn an. Im gewöhnlichen Leben war er die Anspruchslosigkeit selbst, mit einem Anstrich von Schüchternheit sogar. Niemand hätte hinter dem besangenen scheinenden jungen Manne den allgewaltigen Poeten gesucht“ — so schildert ihn einer seiner Freunde; und ein anderer sagt: „Er war von einer so anspruchslosen Einfachheit, daß niemand etwas von dem Feuer ahnte, das ihm Seele und Geist durchglühte.“

Auch von allerlei Zeitschriftengründungen und anderen literarischen Plänen, die den Dichter damals beschäftigten, können wir hier nichts erzählen, ebenso wenig von seiner Wirksamkeit als „Rolandsknappe“, der dichtend und singend durch die Lande zog, um Heller und Gulden einzusammeln für den Wiederaufbau des prachtvollen Rolandsbogens am Rhein, den eine winterliche Sturmnacht zerstört hatte. Und doch wäre es außerordentlich verlockend, Freiligrath, den Sänger der Wüste, nun auch in seiner Eigenschaft als „Heimatkünstler“, als Sänger der roten Erde und des Rheinzaubers, zu würdigen; programmatisch hatte er versprochen:

„Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rote Erde für die gelbe.
Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht —
Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet:
Ein anderer und doch derselbe!“

Allerdings: intensiver als die stille Schönheit der westfälischen hat ihn der lachende Reiz der rheinischen Gaue zu poetischem Schaffen begeistert:

„In seiner Trauben lust'ger Zier,
Der dunkelroten wie der gelben,
Sah ich das Rheintal unter mir
Wie einen Römer grün sich wölben.“

Aber von des Dichters Heimatpoesie soll ja dies Heftchen ebensowenig handeln, wie von seiner exotischen Poesie. Es sind in ihm nur solche Lieder Freiligraths vereinigt, wie er sie in der dritten und bedeutungsvollsten Periode seines Schaffens hervorgebracht hat, zu der ja jene beiden ersten Perioden — jede in ihrer Art — doch nur Vorbereitungen gewesen waren.

Ans „Herz der Heimat“ hatte sich der Poet schon Ende der dreißiger Jahre geworfen; zunächst jedoch hatte er nur ihr Waldesrauschen gehört, ihr Stromesblitzen mit den schönheitstrunkenen Augen des Dichters in sich gesogen. Noch aber war es ihm nicht vergönnt gewesen, noch hatte er nicht „das Zeug

dazu gehabt“, wie er es ersehnt hatte, „die Zeit recht zu packen“. Er war der Heimat wohl äußerlich, noch nicht aber seines Volkes innerstem Leben nahe gekommen. Noch hatte er geglaubt, der rechte Dichter müsse „auf einer höheren Warte stehen, als auf der Zinne der Partei“, und von dieser vermeintlich „höheren“ Warte aus hatte er natürlich keine Fühlung gewinnen können mit dem Gären und Drängen der Zeit. Vergeblich war es gewesen, daß Georg Herwegh ihm daraufhin die ewig schönen und ewig wahren Worte zugerufen hatte:

„Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehlen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!“

Vergeblich zunächst beschwor ihn Herwegh auch brieflich: „Sie haben die Wüste und ihre Ungeheuer nicht mehr jenseits des Ozeans zu suchen, der Leviathan (ein Ungeheuer, von dem Freiligrath gesungen hatte) sitzt auf der Schwelle dieses Hauses. Hier ist Rhodus, hier springel! Warum sich kopfüber in die Welt der Sagen und hundertmal abgeleierte Geschichten stürzen?“ Freiligrath beantwortete diese Mahnungen mit einem Spottgedicht auf Herwegh, das durch gewisse törichte Streiche der „eisernen Lerche“ wohl zu erklären war, dessen Veröffentlichung in einem Momente jedoch verurteilt werden mußte, in dem Herwegh eben aus Preußen ausgewiesen worden war. Immerhin spricht auch in diesem „Brief“ Freiligrath als durch und durch sympathische Persönlichkeit zu uns; man denke nur an die Worte:

„Den Ruhmeskleider zieren,
Der hütte sie wie Schnee!
Wahr ist: das Renommieren
Verdirbt das Renommee.
Wer sagt, er stände Wache
Fürs Recht, der halte Stich
Und gebe statt der Sache
Nicht immer nur sein Ich!
Der schwingt, wo fürs Ganze
Man ernste Speere bricht,
Ruhmredig nicht die Lanze,
Mit der die Hoffahrt sicht!“

Und dann der Schluß:

„Zieh hin — doch um zu kehren!
Die Freiheit kann verzeihn!
Bring ein die alten Ehren,
Mit Liedern bring sie ein!
Der Dichtung Goldstandarte
Laß wehn sie, doppeltreich!
Poet, weh' aus die Scharte,
Weg' aus den Schwabentreich!“

Diese Worte beweisen, daß Freiligrath sich innerlich trotz alledem schon damals auf derselben Seite befand wie Herwegh, und daß er sich nur noch nicht klar war über diese seine eigene Stellung. „Ich bin nicht von den Konservativen zu den Liberalen übergegangen, aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Liberaler.“ Diese Worte Chamisso's konnte

Freiligrath mit vollem Rechte ein Jahr nach jenem „Brief“ an Herwegh seinem „Glaubensbekenntnis“ voranzusetzen, dieser Gedichtsammlung, mit der Freiligrath zuerst das Gebiet der politischen Poesie betrat, um sofort an revolutionärer Gewalt und dichterischer Kraft alle seine Mitstrebenden weit hinter sich zu lassen. Jetzt endlich war er sich klar geworden über sich selbst und mutig bekannte er:

„Mit dem Volke soll der Dichter gehen —
Also les' ich meinen Schiller heute!“

Mit schöner Offenheit schrieb Freiligrath im Vorwort zum „Glaubensbekenntnis“: „Die Besonnenen werden erkennen, daß hier nur von einem Fortschreiten und einer Entwicklung die Rede sein kann, nicht aber von einem Uebertritt, nicht von einem buhlerischen Fahnentausch, nicht von einem leichtfertigen Haschen nach etwas so Heiligem, wie die Liebe und Achtung eines Volkes es sind. Sie werden es vielleicht um so eher, wenn sie gleichzeitig erwägen, daß die ganze Schule, die ich soeben als Individuum vor den Augen der Nation durchgemacht habe, doch am Ende nur die nämliche ist, welche die Nation in ihrem Ringen nach politischem Bewußtsein und nach politischer Durchbildung als Gesamtheit selbst durchlaufen mußte und zum Teil noch durchläuft. Das Aergste, was sie mir vorzumerzen haben, wird sich vielleicht auf das Eine beschränken, daß ich nun doch auch von jener „höheren Warte“ auf die „Zinnen der Partei“ herabgestiegen bin. Und darin muß ich ihnen allerdings recht geben! Fest und unerschütterlich trete ich auf die Seite derer, die mit Stirn und Brust der Reaktion sich entgegenstemmen! Kein Leben mehr für mich ohne Freiheit! Wie die Lose dieses Büchleins und meine eigenen auch fallen mögen: so lange der Druck währt, unter dem ich mein Vaterland seufzen sehe, wird mein Herz bluten und sich empören, sollen mein Mund und mein Arm nicht müde werden, zur Erringung besserer Tage nach Kräften das Ihrige mitzuwirken!“

Die Entwicklung Freiligraths, die sich in diesen schönen Worten kundgibt, war vor allem ausgelöst worden durch das Steigen der reaktionären Hochflut: die immer toller und frecheren Streiche der Zensur (unter denen auch er selbst zu leiden hatte), die berüchtigten Landtagsabschiede von 1843, das völlige Versagen Friedrich Wilhelms IV., auf den die liberalen Illusionisten von damals allerlei törichte Hoffnungen gesetzt hatten. „Es ist eine Heidenwirtschaft — trostlos, trostlos, trostlos — wann wird es anders werden?“ schrieb am 1. Januar 1844 Freiligrath einem Freunde, und wenige Wochen darauf äußerte er sich: „Ich muß das los sein, ich will meiner Ueberzeugung gemäß die reine unzweideutige Stellung einnehmen, nach der meine Ehrlichkeit lechzt. Ich schlage dem Fasse den Boden ein . . . Ich bin jetzt ordentlich im Grimme, sage Allah, spucke in die Hände und ein Lied ist fertig . . . Ich gebäre einen neuen Kerl aus dem alten heraus.“ Manche seiner Freunde warnten ihn vor der „schiefen Bahn“, die zu betreten er im Begriffe sei. Er entgegnete (so erzählt einer von ihnen), er könne nicht anders dichten, als ihm die Gedanken zuströmen, und was sich in seinem Gemüt abspiele, müsse er in Gedichten wiedergeben. Höchst wichtig für die Beurteilung von Freiligraths Charakter sind auch die folgenden Briefstellen (an Schücking): „Will man durch ein Buch, wie das „Glaubensbekenntnis“, wirken, so soll man auch ein rechter Kerl sein, alle Folgerungen auf sich nehmen und in keiner Weise ein sentimentales pater peccavi winseln; die Verse tun's nicht allein, es muß auch ein Ding dabei sein, das man Charakter nennt.“ Und weiter: „Mein Buch kommt mir vor wie Schills Ritt gegen die Franzosen. Als der sich in Stralsund fürs Vaterland totsäbeln ließ, schalt man ihn auch einen

Narren, einen Tollkopf. In Zeiten der Feigheit und des Drucks ist auch ein vereinzelt dastehendes Beispiel von Mut und Aufopferung etwas wert.“

Mit dem „Glaubensbekenntnis“, das „in der dumpfen Stidluft jener Tage wie ein torker Schuß“ wirkte und trotz (oder auch wegen!) sofortigen Zensurverbotes in großen Massen abgesetzt wurde, hatte Freiligrath alle Brücken einer gesicherten Existenz hinter sich abgebrochen. Auf eine Jahrespension (von ganzen 300 Talern!), die ihm Friedrich Wilhelm IV. ohne irgend welches Zutun von seiten des Dichters zwei Jahre lang hatte auszahlen lassen, hatte er schon vorher freiwillig verzichtet. „Ich will frei und ungehemmt dastehen,“ hatte er einem Vertrauten geschrieben, „die paar hundert Taler sind und bleiben doch ein Maulkorb. Ich kann das nicht mehr ertragen, vollends jetzt nicht, wo fast alles, was der König tut, einem die Brust beklemmt.“ Aber damit, daß der Dichter dem Hohenzollern die elenden Bettelstiefel seiner Pension vor die Füße warf, waren die Opfer, die er seiner Ueberzeugung bringen mußte, nicht erschöpft: er mußte seinen so heiß geliebten Rhein, er mußte Deutschland verlassen und das bittere Brot der Verbannung essen. Alle Pläne auf eine feste Anstellung (sei es in Weimar oder Berlin) waren mit einem Schlage und für immer vereitelt. Ruhelos wanderte der Poet mit den Seinen (er hatte inzwischen Ida Melos geheiratet, die ihm bis ans Ende eine tapfere und treue Lebensgefährtin blieb) durch Belgien, wo er Karl Marx kennen lernte, durch die Schweiz, endlich nach England, wo er schließlich wieder in einem Handelshause ein ärmliches Brot fand. Eben ist er im Begriffe, auch dort die Zelte abzubauen und sich in Amerika eine neue Heimat zu suchen, als das Echo die Donner der deutschen Märzrevolution über die Nordsee trägt. Da hält es den Dichter nicht länger: mit dem nächsten Dampfer schiffet er sich ein. „Ich komme, nicht um Errungenschaften, ich komme, um neue Kämpfe zu teilen,“ schreibt er. „Herrgott, welch ein Sieg! Jahrhunderte in dem Raum zweier Wochen zusammengedrängt! Im Jubel dieser stolzen weltgeschichtlichen Siege, im bewußten Glücke dieser alles ergreifenden, alles mit sich fortreisenden Bewegung muß ich auch Dir (Heinrich Köster) in alter Liebe und neuer Hoffnung die Hand drücken.“ So eilt er an den Rhein, wo die Flammen der Bewegung, die er selbst einst durch sein „Glaubensbekenntnis“ und später, vom Auslande her, durch sein herrliches „Ca ira“ schüren geholfen, besonders hochgehen. In Köln wird er, der inzwischen auch bewußter Sozialist geworden ist, Mitredakteur der von Karl Marx herausgegebenen „Neuen Rheinischen Zeitung“, des weitaus tapfersten und konsequentesten aller Blätter der Revolutionsepoche. Mit wunderbaren Kampfgesängen, jeder einzelne durchglüht vom lodernen Feuer heiligster Leidenschaft, begleitet er den Zug der Ereignisse. Aber trotz allem erstarkt die Konterrevolution von Tag zu Tag mehr, und als Freiligrath in seinem unsterblichen Liede „Die Toten an die Lebenden“ aufruft zum letzten heiligen Kriege gegen alles, was das Volk bittelt, wird er verhaftet und unter Anklage gestellt. Jedoch die Düsseldorfer Geschworenen (es war das erste Geschworenengericht, das in einem politischen Prozesse urteilte) sprachen ihn frei, nachdem seine Verteidiger in glänzenden Reden ihnen zugerufen hatten: „Den Prometheus können Sie an einen Felsen schmieden — das göttliche Feuer, das er vom Himmel nahm, werden Sie nicht löschen. — Gebt den Dichter dem Volk zurück — der Dichter gehört seinem Volke!“ In gewaltigem Triumphzuge wurde der Freigesprochene vom Volke nach seiner Wohnung begleitet, Kundgebung folgte auf Kundgebung, eine immer glänzender, immer imposanter als die andere. In jenen Tagen war der Dichter ohne Zweifel der weitaus populärste Mann Deutschlands . . .

Rasch erfüllte sich — dank der elenden Jammerhaftigkeit, des feigen Zögerns, Zagens und Zauderns des deutschen Bürgertums — das Schicksal der deutschen Revolution: schon im Mai 1849 mußte Freiligrath (in der letzten, rotgedruckten Nummer der „Neuen Rheinischen Zeitung“) das „Abschiedswort“ schreiben. Wohl

versucht der Dichter es in den folgenden Jahren, in den beiden Hefen seiner „Neuen sozialen und politischen Gedichte“, noch oft, das verglimmende Feuer der Empörung von neuem anzufachen; es war vergebens! In den berüchtigten Kommunistenprozeß verwickelt, verfolgt von Steckbriefen, mußte er abermals dem ungestraften „Vaterlande“, das sich selbst seiner besten Söhne beraubt, den Rücken kehren und zum zweiten Male das englische Asyl aufsuchen.

Sechzehn Jahre hat der größte deutsche Freiheitsdichter dort dann wiederum als elend bezahlter Handlungs-kommis sich und die Seinen (die Familie vermehrte sich rasch) kümmerlich durchs Leben schlagen müssen. Oft genug waren Kummer und Not Gäste an seinem fargen Tische. Aber der Dichter verschmähte es, sich die Maste des Märtyrers vorzuhängen.

„Ich gleiße nicht in meinem „Dichterruhm“,
Dem schön zerwetterten, durch Londons Gassen.
Der „Flüchtling“, meinst du, könnte doch die Blum'
Der Passion im Knopfloch prangen lassen?
I ch d ä c h t e g a r !“

Als der alte Dichter, im Jahre 1867, nachdem das Banthaus, das ihm sein schmales Brot gewährt, bankrott gemacht hatte, abermals dem Nichts gegenüberstand, erinnerte sich das deutsche Bürgertum, was es seinem herrlichsten Sänger schuldig sei: Es wurde eine große Nationalversammlung für Freiligrath inszeniert, die in kurzer Zeit über 60 000 Taler zusammenbrachte. Mit dieser Summe im Rücken konnte Freiligrath nach allen wilden Stürmen seines tapferen Kämpferlebens einen sonnig-heiteren Lebensabend genießen. Allerdings: an seinen geliebten Rhein oder in die westfälische Heimat konnte er auch jetzt noch nicht zurückkehren. Wie er immer in all den bitteren Flüchtlingsjahren es weit von sich gewiesen hatte, die Regierung der Hohenzollern um Amnestie zu bitten, so behielt er auch jetzt noch seine „steifen Knie“, er dachte nicht daran, von der Gnade eines Hohenzollern abhängig, ein Gesuch um Aufenthaltserlaubnis in Preußen einzureichen, sondern wandte sich dem immerhin etwas freieren Süddeutschland zu: in Stuttgart und Cannstatt hat er die letzten Jahre seines Lebens friedlich verbracht.

Seine Muse war seit dem Beginne der fünfziger Jahre, unter dem bleiernen Drucke der Gegenrevolution, fast völlig verstummt; nur noch als Uebersetzer englischer Lyrik und als Gelegenheitsdichter griff er in die Saiten — bis 1870. Da hat er noch einmal kräftig die Leier geschlagen. Glaubte er doch (und mancher mit ihm!), der ewig schluchwürdige Bruderkrieg jenes Jahres zwischen den beiden größten Kulturnationen des europäischen Festlandes sei ein Krieg nicht nur für Deutschlands Einheit, sondern auch für D e u t s c h l a n d s F r e i h e i t. Für „der Freiheit fröhliches Schaffen“ erhoffte er einen dem Kriege folgenden „langen, goldenen Tag“, und dem „freieinigen“ Deutschland jubelt sein Lied zu! Er wußte noch nicht (und konnte nicht wissen!), wie Bismarck durch die berühmte „Redaktion“ der Emser Depesche den schuftigen Dummkopf Napoleon in eine längst aufgestellte Falle gelockt hatte. So hielt Freiligrath den Krieg für die notwendige nationale Abwehr des frechen Ueberfalles eines friedlichen Volkes durch den bonapartistischen Räuber. Und nur in diesem Sinne, und immer den Frieden herbeisehnend, hat er die „nationale Erhebung“ von 1870 gefeiert. In Liedern gefeiert, die an Schönheit, Empfindungsstärke und Kraft übrigens die ganze sonstige „patriotische“ Poesie des „großen“ Jahres weit in den Schatten stellen.

Ein R e n e g a t ist Freiligrath nie geworden. Als er erkannte, wie schmähsich er sich in dem Charakter des Krieges von 1870/71 getäuscht hatte, als er die famose „Reichsherrlichkeit“ besah, die das Produkt dieses unseligen Krieges war, da hat er keinen Vers mehr niedergeschrieben zum Preise des „Errungenen“. Im Gegenteil! Brieflich hat er sich bitter genug über den Stand der Dinge aus-

gesprochen. „Daß ich das „Reich“ für das Höchste halten soll, für das Ideal, nach dem wir alle gestrebt, für das wir Kerker und Exil nicht gescheut haben, das fällt mir nicht ein. Ich akzeptiere die Dinge wie sie sind, als eine zeitweilige Notwendigkeit, aber ich begeistere mich nicht dafür . . . Meinem Ideal, meinen Ueberzeugungen bleibe ich treu.“ An einem 18. März, dem 18. März des Jahres 1876, ist Freiligrath gestorben . . .

Und jetzt jährte sich zum hundertsten Male der Tag seiner Geburt! Wie konnten wir diesen Tag wohl besser feiern, als indem wir ihn selbst zu seinem Volke sprechen ließen? Als indem wir dem Volke den echten und wahren Freiligrath zeigten? Denn in der Schule lernt das Volk diesen Freiligrath nicht kennen! Da hört es höchstens von ihm als Löwen- und Wüstendichter, lernt außer zwei „patriotischen“ Gedichten und dem „Löwenkönig“ noch „Der Blumen Rache“ und, wenn es hoch kommt, noch das wunderbar innige „O lieb, so lang du lieben kannst“ auswendig. Diesem elend kastrierten Freiligrath stellen wir hier den Freiligrath in der ganzen Fülle seiner revolutionären Volkskraft entgegen — den Trompeter der Revolution, wie er sich selbst so gern nannte! Manches Gedicht, das wir gern, sehr gern in diese kleine Sammlung aufgenommen hätten, mußte der Beschränktheit des Raumes zum Opfer fallen; wie ungern vermissen wir selbst z. B. das tief ergreifende Lied von der irischen Witwe, das Gedicht „Schwarz—rot—gold“ mit seinem düster wuchtigen Refrain „Pulver ist schwarz, Blut ist rot, golden flackert die Flamme“ und so manches andere Gedicht, das der Aufnahme in das Heft würdig gewesen wäre! Aber es half nichts, und zum Ersatz müssen wir da schon auf die größeren Ausgaben (bei Bong u. Co., Hesse und Knauer erschienen) verweisen. („Schwarz-Rot-Gold“ ist nunmehr eingefügt. Der Verlag.)

Diese Lieder, denen wir keinen besseren Titel zu geben wußten als Freiligraths eigenes, für das moderne Proletariat geprägte Wort: „Wir sind die Kraft“, diese Lieder werden in der wunderbaren Stärke ihrer hinreißenden und alles mit sich fortreisenden revolutionären Leidenschaft verstanden werden und wirken! Jedes einzelne von ihnen ist ein lebendiger Protest gegen das törichte Geschwätz literarischer Weichtiere, daß Tendenzpoesie keine „rechte“ Poesie, daß Freiligrath „eigentlich kein rechter Dichter“ sei. Nein und dreimal nein! Hat überhaupt je ein echter Dichter gelebt, so war Freiligrath einer, und wer diesen, immer von neuem die Herzen entzündenden Liedern den Charakter höchster Poesie abspricht, der spricht nicht Freiligrath, wohl aber sich selbst das Urteil.

Dem Bürgertum allerdings vermag diese Freiligrath, der eigentliche Freiligrath, heute nichts mehr zu sagen. Das deutsche Bürgertum, dessen Befreiungskampf er in unsterblichen Liedern verherrlichte, hat ihm seine Dankeschuld in der dieser Klasse einzig angemessenen Form bezahlt: in bar. Mit jener Nationalspende von 1867 glaubt sich das deutsche Bürgertum aller seiner Verpflichtungen dem Sänger seiner Revolution gegenüber losgetauft zu haben. Es glaubt, sich dadurch das Recht erworben zu haben, den Dichter nach seinem Tode geistig noch einmal umzubringen, indem es, wie wir oben schon andeuteten, seine Werke in der ungläublichsten Weise verfälscht und vergerrt. Wir sind die letzten, uns über diesen geistigen Mord moralisch zu entrüsten. In der Tat kann ja der Freiligrath der vierziger Jahre den Fabrikbesitzern und Bankdirektoren von heute, den Entfern der Kämpfer des „tollen Jahres“, auch gar nichts mehr sagen! Die Ideale einer gesättigten Klasse sind eben andere, als die einer — in jedem Betracht — hungerrnden Klasse. Aber mit dieser Aenderung der Dinge hat jene sattgewordene und deshalb zufrieden gewordene Klasse eben auch jedes Recht auf den Dichter verloren. Nicht mehr dem deutschen Bürgertum (mochte es am 17. Juni 1910 dem Sänger des „hurra Germania“ noch so laut feiern!) gehört Ferdinand Freiligrath, sondern uns, dem modernen Proletariat, die

wir nicht nur die Erben und Testamentsvollstrecker der von ihm einst gefeierten bürgerlichen Revolution von 1848 sind, sondern die wir zugleich weit über die Ziele jener Revolution hinaus das vollbringen werden, was er in seinen stärksten Tagen prophetisch verkündet hat als die große welthistorische Aufgabe des modernen Proletariats, wenn er die Worte niederschrieb:

**„Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!“**

Wir „von des Zukunftssturmes Drang am weitesten Getragenen“, wir Sozialdemokraten, deren erste schwache Lebensregungen vor mehr als sechs Jahrzehnten der Dichter mit so hellem Jubel begrüßte, wir erfüllen nur eine selbstverständliche Pflicht des Dankes, wenn wir in diesen Tagen des Erinnerns den Dichter seinem Volke endlich wieder in der Gestalt seiner Volkraft, auf der Höhe seines Schaffens zurückgeben! In dieser Zeit war er — man lese jedes einzelne der nachfolgenden Gedichte — einer der Unseren — mag er als Greis, nach der Verbannung eines halben Menschenalters, wirklich auch die lebendige Fühlung, den inneren Zusammenhang mit jener Bewegung verloren haben, als deren erster heldenhafter Trompeter er genau so schmetternde Fanfaren geblasen hat, wie als Trompeter der bürgerlichen Revolution.

Gewiß sind alle die hier vereinigten Lieder auch in den großen Gesamtausgaben enthalten, aber dort verschwinden sie in der Masse der anderen, unpolitischen Gedichte, und — vor allem — jene Ausgaben, so niedrig ihr Preis an sich sein mag, sind doch immer noch viel zu teuer, um wirklich in die breitesten Massen, auch zu den Armen der Armen zu dringen! Da soll unser kleines Heft eine Lücke ausfüllen, und wir glauben, daß das oft mißbrauchte Wort von dem „tief empfundenen Bedürfnis“ hier wirklich einmal mehr ist, als eine bloße Redensart.

Mögen diese Gedichte denn hinausgehen in die Massen und mögen sie auch an ihrem Teile dazu beitragen, zu beschleunigen das Kommen der neuen Zeit, die schon Freiligrath herbeisehnte:

Der neuen Zeit, die andres will als Eidbruch und Verrat;
Der neuen Zeit, die andres will als Lug und Lügenfaat!
Die endlich einmal mehr verlangt als Schall und Redereit!
Die endlich einmal atmen will, aufatmen tief und frei!

Konrad Haenisch.

Wir machen ausdrücklich auf den am Schlusse des Heftes stehenden erläuternden Anhang aufmerksam, der am besten vor der Lektüre der Gedichte einmal im Zusammenhang gelesen wird.

Die Freiheit! das Recht!

O, glaubt nicht, sie ruhe fortan bei den Toten,
O, glaubt nicht, sie meide fortan dies Geschlecht,
Weil mutigen Sprechern das Wort man verboten,
Und Nichtdelatoren verweigert das Recht!
Nein, ob in's Exil auch die Eidfesten schritten;
Ob müde der Willkür, die endlos sie litten,
Sich andre im Kerker die Adern zerschnitten —
Doch lebt noch die Freiheit und mit ihr das Recht!
— Die Freiheit, das Recht!

Nicht mach' uns die einzelne Schlappe verlegen!
Die fördert die Siege des Ganzen erst recht;
Die wirkt, daß wir doppelt uns rühren und regen,
Noch lauter es rufen: die Freiheit, das Recht!
Denn ewig sind Eins diese heiligen Zweie!
Sie halten zusammen in Truß und in Treue.
Wo das Recht ist, da wohnen von selber schon Freie,
Und immer, wo Freie sind, waltet das Recht!
— Die Freiheit, das Recht!

Und auch das sei ein Trost uns: Nie flogen wie heuer,
Die freudigen Zwei von Gefecht zu Gefecht!
Nie flutete voller ihr Odem und freier,
Durch die Seele selbst brausend dem niedrigsten Knecht.
Sie machen die Kunde der Welt und der Lande,
Sie wecken und werben von Strande zu Strande,
Schon sprengten sie kühn des Leibeigenen Bande,
Und sagten zu denen des Regers: Zerbrecht!
— Die Freiheit, das Recht!

Ja, ihr Banner entfaltet und weht allerorten,
Daß die Unbill gefühnt sei, die Schande gerächt!
Ja, und siegen sie hier nicht, so siegen sie dorten,
Und am Ende doch siegen sie gründlich und echt:
O Gott, welch ein Kranz wird sie glorreich dann zieren!
All' die Länder, die Völker im Fahmentuch führen!
Die Olive des Griechen, das Kleeblatt des Iren,
Und vor allem germanisches Eichengeflecht!
— Die Freiheit, das Recht!

Wohl ruh'n dann schon manche, die jezo noch leiden —
Doch ihr Schlummer ist süß, und ihr Ruhm ist gerecht,
Und licht an den Gräbern stehen die beiden,
Die wir i h n e n auch danken — die Freiheit, das Recht.
Unterdeß hebt die Gläser! Ihr Wohl, die da stritten!
Die da stritten, und mutig in's Elend d'rum schritten!
Die das Recht verfochten, und Unrecht d'rum litten!
Hoch ewig das Recht — und die Freiheit durch's Recht!
— Die Freiheit durch's Recht!

Im Irrenhause.

Nun noch in diese Kammer tritt —
Ein einzig Fenster gibt ihr Helle!
Starr, wie ein Steinbild von Granit
Dasteht der Insaß dieser Zelle!
Dasteht er wie ein Loter schier —
Nichts was ihn störte, was ihn weckte!
Sein gläsern Auge funkelt stier,
Wie Macbeths, als ihn Banquo schreckte!

Da jach kommt Leben in den Stein!
Er springt zurück — was muß er schauen?
Von wannen nur dringt auf ihn ein
Haarsträubend dieses wüste Grauen?
Er hält die Hände schirmend vor,
Als sah' er Schwerter oder Flammen;
Und schüttelt sich und heult empor
Und bricht mit Klage laut zusammen!

Und ruft: „Hab' ich euch doch erdolcht!
Was braucht ihr fürder mich zu quälen?
Wer schickt euch, daß ihr mich verfolgt,
Blutrünstige Gedankenfeelen?
Wer hat den Rückweg euch gebahnt
Aus eurem Nichts, ihr trogigen Dinger,
Daß an die Schlachtzeit ihr mich mahnt,
Drin euch hineinwies dieser Finger?

Lautlos, wie Lehren, sankt ihr hin,
Legionenweis — ha, welch ein Mähen!
Nie kam mir damals in den Sinn,
Ihr könntet wieder auferstehen!
Hu — ob ihr's könnt! Im Palaß hier
Erfuhr ich's, drin ich gern sonst wohne,
Seit ihn für treue Dienste mir
Anwies als Eigentum die Krone!

Ein prächt'ger Bau! Doch ganz und gar
Ein Sputhaus eben, will mich dünken!
Weh — eine zorn'ge Leichenschar,
Stürmt ihr heran, mein Blut zu trinken!
Anstürmt ihr, abgehetzt und bleich,
Doch auf den Stirnen Mut und Klarheit!
Zwei hohe Weiber führen euch —
Die Freiheit, glaub' ich, und die Wahrheit!

Ja doch, die find's! — Für sie ja quollt
Aus Schädeln ihr, tollkühnen, frechen!
Dreißt ihr Gesetz habt ihr entrollt —
Und jetzt wollt ihr den Hals mir brechen!
Hohnlachend jetzt den Todesstoß
Nach meinem Herzen wollt ihr führen —
Fort, ihr Gefindel, laßt mich los!
Ich will mit euch kapitulieren!

Ja — aber wie? — der Teufel weiß!
Halt — hab' ich euch denn nicht verboten?
Was denn umsteht ihr mich im Kreis?
Ihr seid ja tot! Fort zu den Toten!
Fort — hier bin ich im Recht — erlaubt —
Bückt euch — ich will euch nur zertreten!
Weh mir, ihr schüttelt ernst das Haupt!
Ihr sagt: Der Geist läßt sich nicht töten!

Der Geist? — nicht töten? — Ach, ich Tor!
Mir gleich, was sie für Reden führen!
Und doch — wer raunt mir denn ins Ohr:
Nicht töten, aber wohl verlieren! —
Ja so — den Geist — so mein' ich's auch!
Wie ist mir denn? — ich steh' geschlagen!
Was kann ein armer Zensor auch
Dem Geiste nur vom Geiste sagen?

Ihr lacht, Gefindel? — Allesamt
Flugs in den Staub vor mir gesunken!
Hui da, was wollt ihr nur? — Verdamm't!
Zu mächtig sind mir die Hasenken!
Die Wahrheit schlägt mich ins Gesicht,
Die Freiheit bindet mir die Fäuste,
Anrasseln die Gedanken dicht.
Weh — wie geschieht mir — Fluch dem Geiste!

Nein, Gnade, Gnade! Los die Hand!
Los! O wie viele waren härter
Als ich! — Er schiebt hinan die Wand —
Da faßt den Rasenden der Wärter.
Gebändigt hat ihn Jaq' und Schnur,
Auf seinem Lager sieh ihn kauern!
Komm nun — er war ein Werkzeug nur!
Laß uns nicht richten — nur bedauern!

Wann?

Die Zeitung schreibt von braven Henkern,
Die Schwert und Lugentuch
Voll Zorns in einen Winkel schlenkern,
Sprechend: „Es ist genug!
In unsrer Seele schreit es Zeter —
Wir geben ihr Gehör!
Köpft selber eure Missetäter —
Wir köpfen keine mehr!“

— Wann fallen so erst Deutschlands Karten,
Daß noch ein Henkeramt
Ihr Mund, die jezo seiner warten,
Mit Dissenheit verdammt?
Daß sie ihr Mordzeug von sich schmeißen,
Ausrufend: „Nimmermehr!
Wir lassen lieber uns zerreißen!
Nur das — nur das nicht mehr!

Nein, nimmer! — Und für ehrlos gelte
Der deutsche Mann hinfort,
Der stümmelnd niederhaut mit Kälte
Das unbeschirmte Wort!
Der Hand legt an das Allerfreiste
Von allem, was da frei!
Der an dem Gott in uns, dem Geiste,
Ausübt Scharfrichterei!

Ist euch der Geist ein armer Sünder,
Wohl — tut ihn selber ab!
Drauf eure Bierundzwanzigpfünder!
Drauf — in Galopp und Trab!
Doch wir: — ins Weltmeer uns're Schere!
Hinschwemme sie der Rhein!
Kein deutscher Mann, kein Mann von Ehre
Will Zensor fürder sein!“

Schwarz-Rot-Gold.

In Kimmernis und Dunkelheit,
Da mußten wir sie bergen!
Nun haben wir sie doch befreit,
Befreit aus ihren Särgen!
Ha, wie das blitzt und rauscht und rollt!
Hurra, du Schwarz, du Rot, du Gold!

Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Goldnen flackert die Flamme!

Das ist das alte Reichspanier,
Das sind die alten Farben!
Darunter haun und holen wir
Uns bald wohl junge Narben!
Denn erst der Anfang ist gemacht,
Noch steht bevor die letzte Schlacht!

Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Goldnen flackert die Flamme!

Ja, die das Banner ihr gestickt,
Ihr Jungfern unverdrossen,
Derweil am Feuer wir gebückt
Uns Flintenkugeln gossen:
Nicht wo man singt nur oder tanzt,
Geschwungen sei's und aufgepflanzt! —

Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Goldnen flackert die Flamme!

Denn das ist noch die Freiheit nicht,
Die Deutschland muß begnaden,
Wenn eine Stadt in Waffen spricht
Und hinter Barrikaden:
„Kurfürst, verleihe! Sonst — hüte dich! —
Sonst werden wir — — großherzoglich!“

Pulver ist schwarz,

Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Die ungeteilte, ganze,
Wenn man ein Zeughaustor erbricht,
Und Schwert sich nimmt und Lanze;
Sodann ein wenig sie schwingt
Und — folgsamlich zurück sie bringt!

Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Wenn ihr an Brockhaus¹⁾ Glase
Ausübt ein klirrend Strafgericht
Ob einer Dresdner Nase!
Was liegt euch an dem Soffius?²⁾
Drauf: — in die Hofburg Stein und Schuß!

Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Wenn man, statt mit Patronen,
Mit keiner andern Waffe sicht,
Als mit Petitionen!
Du lieber Gott: — petitioniert!
Parlamentiert, illuminiert!

Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Sein Recht als Gnade nehmen
Von Buben, die zu Recht und Pflicht
Aus Furcht nur sich bequemen!
Auch nicht: daß, die ihr gründlich haßt,
Ihr dennoch auf den Thronen laßt!

Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Die Freiheit ist die Nation,
Ist aller gleich Gebieten!
Die Freiheit ist die Auktion
Von dreißig Fürstenthünten!
Die Freiheit ist die Republik!
Und abermals: die Republik!

Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

¹⁾ Während der Unruhen in Leipzig, im März 1848, war der Buchhändler Heinrich Brockhaus, der fälschlich als ein Gegner der Pressfreiheit galt, von einem Volkshaufen in seiner Wohnung bedrängt worden, nachdem der König eine Abordnung der Leipziger Bürgerschaft in Dresden sehr ungnädig empfangen hatte.

²⁾ Hier soviel wie Buchhändler überhaupt; eigentlich Name zweier altrömischen Buchhändler, der Verleger des Horaz.

Die e i n e deutsche Republik,
Die mußt du noch erschlagen!
Mußt jeden Strick und Galgenstrick
Dreifarbig noch besiegen!
Das ist der große letzte Strauß —
Flieg aus, du deutsch Panier, flieg aus!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Zum Kampfe denn, zum Kampfe jetzt!
Der Kampf nur gibt dir Weisheit
Und kehrt du rauchig und zerfetzt,
So sticht man dich aufs neue!
Nicht wahr, ihr deutschen Jungfräulein?
Hurra, das wird ein Stücken sein!
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Und der das Lied für euch ersand
In einer dieser Nächte,
Der wollte, daß ein Musikant
Es bald in Noten brächte!
Heißt das: ein rechter Musikant!
Dann kläng' es hell durchs deutsche Land:
Pulver ist schwarz,
Blut ist rot,
Golden flackert die Flamme!

Aus dem schlesischen Gebirge.

„Nun werden grün die Brombeerheiden;
Hier schon ein Weilchen — welch ein Fest!
Die Amsel sucht sich dürre Steden,
Und auch der Buchfink baut sein Nest.
Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß in's Tal;
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wag's einmal: Rübezah!

„Hört' er's? ich seh' ihm dreist entgegen!
Er ist nicht bö's! Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —
Es ist ein richt'ges volles Schod!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein bess'res wird gewebt im Tal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Mutes noch einmal: Rübezah!

„Kein Laut! — Ich bin in's Holz gegangen,
Daß er uns hilft in un'rer Not!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater schritt zu Markt mit Fluchen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!

Ich will's mit Rübezah! versuchen —
 Wo bleibt er nur? Zum drittenmal: Rübezah!

„Er half so vielen schon vor Zeiten —,
 Großmutter hat mir's oft erzählt!
 Ja, er ist gut den armen Leuten,
 Die unverschuldet Elend quält!
 So bin ich froh denn hergelaufen
 Mit meiner richt'gen Ellenzah!
 Ich will nicht betteln, will verkaufen!
 O, daß er käme! Rübezah! Rübezah!

„Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
 Vielleicht gar hät' er mehr sich aus!
 Das wär' mir recht! Ach, gar zu viele
 Gleich schöne liegen noch zu Haus!
 Die nähm' er alle bis zum letzten!
 Ach, fiel' auf dies doch seine Wahl!
 Da löst' ich ein selbst die verletzten —
 Das wär' ein Jubel! Rübezah! Rübezah!

„Dann trat ich froh in's kleine Zimmer,
 Und rief: Vater, Geld genug!
 Dann flucht' er nicht, dann sagt' er nimmer:
 Ich web' euch nur ein Hungertuch!
 Dann lächelte die Mutter wieder,
 Und tisch' uns auf ein reichlich Mahl;
 Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
 O käm', o käm' er! Rübezah! Rübezah!“

So rief der dreizehnjäh'ge Knabe;
 So stand und rief er, matt und bleich.
 Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
 Flog durch des Gnomen altes Reich.
 So stand und paßt' er Stund' auf Stunde,
 Bis daß es dunkel ward im Tal,
 Und er halblaut mit zuckendem Munde
 Ausrief durch Tränen noch einmal: „Rübezah!“

Dann ließ er still das buschige Fleckchen,
 Und zitterte und sagte: „Hu!“
 Und schritt mit seinem Leinwandpäckchen
 Dem Jammer seiner Heimat zu.
 Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
 Matt von der Bürde, die er trug.
 Ich glaub' sein Vater webt dem Kleinen
 Zum Hunger- bald das Leichentuch! — Rübezah!

Hamlet.

Deutschland ist Hamlet! Ernst und stumm
 In seinen Toren jede Nacht
 Geht die begrab'ne Freiheit um
 Und winkt den Männern auf der Wacht.
 Da steht die Hohe, blank bewehrt,
 Und sagt dem Zaud'rer, der noch zweifelt:
 „Sei mir ein Rächer, zieh dein Schwert!
 Man hat mir Gift ins Ohr geträufelt!“

Er horcht mit zitterndem Gebein,
Bis ihm die Wahrheit schrecklich tagt;
Von Stund' an will er Rächer sein —
Ob er es wirklich endlich wagt?
Er sinnt und träumt und weiß nicht Rat;
Kein Mittel, das die Brust ihm stähle!
Zu einer frischen, mut'gen Tat
Fehlt ihm die frische, mut'ge Seele!

Das macht, er hat zu viel gehockt;
Er lag und las zu viel im Bett.
Er wurde, weil das Blut ihm stockt,
Zu kurz von Atem und zu fett.
Er spann zu viel gelehrten Berg,
Sein bestes Tun ist eben Denken;
Er stak zu lang in Wittenberg,
Im Hörsaal oder in den Schänken.

Drum fehlt ihm die Entschlossenheit;
Kommt Zeit, kommt Rat — er stellt sich toll,
Hält Monologe lang und breit,
Und bringt in Verse seinen Groll;
Stutzt ihn zur Pantomime zu,
Und fällt's ihm einmal ein, zu sechten:
So muß Polonius-Rogebeue
Den Stich empfangen — statt des Rechtes.

So trägt er träumerisch sein Weh,
Verhöhnt sich selber insgeheim,
Läßt sich verschicken über See,
Und kehrt mit Stichelreden heim;
Verschießt ein Arsenal von Spott,
Spricht von geflickten Lumpenkön'gen —
Doch eine Tat! Behüte Gott!
Nie hatt' er eine zu beschön'gen!

Bis endlich er die Klinge packt,
Ernst zu erfüllen seinen Schwur;
Doch ach — das ist im letzten Akt
Und streckt ihn selbst zu Boden nur!
Bei den Erschlag'nen, die sein Haß
Preisgab der Schmach und dem Verderben,
Liegt er entseelt, und Fortinbras
Rückt klirrend ein, das Reich zu erben. —

Gottlob! noch sind wir nicht so weit!
Hier Akte sah'n wir spielen erst!
Hab' acht, Held, daß die Wehnlichkeit
Nicht auch im fünften du bewährst!
Wir hoffen früh, wir hoffen spät:
O, raff' dich auf und komm zu Streiche,
Und hilf entschlossen, weil es geht,
Zu ihrem Recht, der fleh'nden Weiche!

Mach' den Moment zunutze dir!
Noch ist es Zeit — drein mit dem Schwert,
Eh' mit französischem Papier
Dich schnödd' vergiftet ein Vaert!

Oh' rasselnd naht ein nordisch Heer,
Daß es für sich die Erbschaft nehme!
O, sieh dich vor — ich zweifle sehr,
Ob diesmal es aus Norweg käme!

Nur ein Entschluß! Aufsteht die Bahn —
Tritt in die Schranken kühn und dreist!
Denk' an den Schwur, den du getan,
Und räche deines Vaters Geist!
Wozu dies Grübeln für und für?
Doch — darf ich schelten, alter Träumer?
Bin ich ja selbst ein Stück von dir,
Du ew'ger Zauberer und Säumer!

Wisperwind.

Der Wisperwind, der Wisperwind,
Den kennt bis Oestrich jedes Kind;
Des Morgens früh von vier bis zehn,
Da spürt man allermeist sein Weh'n!
Stromauf aus Wald und Wiefengrund
Haucht ihn der Wisper kühler Mund!

Ja, immer, immer nur stromauf
Fährt er mit Pfeifen und Geschnauf';
Von unten jetzt und allezeit
Braust er nach oben, kampfbereit;
Wie mit der Welle geht sein Strich,
Nur ihr entgegen stemmt er sich!

Er macht sich auf, wo Hütten stehn;
Wo Hütten stehn und Mühlen gehn.
Des Bauern Strohdach ohne Ruh'
Schickt ihn der Burg des Fürsten zu;
Anfährt er trozig, sagt mein Ferg',
Schloß Rheinstein und Johannisberg.

Er sauft und wütet um sie her,
Frisch und gradaus wie keiner mehr;
Er schiert den Teufel sich um Gunst,
Er pfeift was auf den blauen Dunst,
Der trüb um ihre Zinnen hangt —
Er pfeift, bis klar der Himmel prangt.
Ja, heiter wird auf ihn der Tag;

Drum braus' er, was er brausen mag!
Er selbst und noch ein Wisperwind: —
Ein neuer Tag der Welt beginnt!
Die Hähne krähn, der Wind erwacht,
Ein Wispern hat sich aufgemacht!

Von unten fest nach oben auch
Zieht dieser andern Wisper Hauch;
Auf aus den Tiefen zu den Höh'n;
Erhebt sich frisch auch dieses Weh'n;
Strohdach und Werkstatt ohne Ruh'
Schicken der Fürstenburg es zu!

Da hängen trüb die Nebel noch;
Geduld nur, es verjagt sie doch!
Wie zornig sie auch dräun, wie wirr,
Es läßt nicht ab, es wird nicht irr!
Mit kräft'gem Blasen, Ruck auf Ruck,
Macht es zunichte Dunst und Druck!

Hab' Dank, du frisch und freudig Wehnt!
Hab' Dank, hab' Dank — o wär' es zehnt!
Ja, zehn und rings der Himmel rein!
Jetzt, mein' ich, wird es sechs sein! —
Der Wisperwind, der Wisperwind,
Den kennt bis Destrich jedes Kind!

Vor der Fahrt.

Jenseits der grauen Wasserwüste
Wie steigt die Zukunft winkend da!
Eine grüne, lachende Küste,
Ein geahndet Amerika!
Ein geahndet Amerika!
Und ob auch hoch die Wasser springen,
Ob auch Sandbank uns droht und Riff:
Ein erprobt und verwegen Schiff
Wird die Mut'gen hinüberbingen!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land
und findet Land!

O tapfer Fahrzeug! Ohne Schwanken
Befährt es dreißt die zorn'ge Flut!
Schwarz die Masten und schwarz die Planken
Und die Wimpel sind rot wie Blut!
Und die Wimpel sind rot wie Blut!
Die Segel braun von Dampf und Feuer;
Vom Verdeck herab ihren Bliz
Sprühn Gewehre, sprüht das Geschütz,
Und das blanke Schwert ist sein Steuer!
(Refrain.)

So fährt es aus zu seinen Reisen,
So trägt es Männer in den Streit: —
Mit den Helden haben die Weisen
Seine dunkeln Borde geweiht!
Seine dunkeln Borde geweiht!
Ha, wie Kosciusko dreißt es führte!
Ha, wie Washington es gelenkt!
Lafayettes und Franklins denkt,
Und wer sonst seine Flammen schürtet!
(Refrain.)

Ihr fragt erstaunt: Wie mag es heißen?
Die Antwort ist mit festen Ton:
Wie in Oesterreich, so in Preußen
Heißt das Schiff: „Revolution!“

Heißt das Schiff: „Revolution!“
 Es ist die einz'ge richt'ge Fähr' —
 Drum in See, du kecker Pirat!
 Drum in See, und kapre den Staat,
 Die verfaulte schön'de Galeere!
 (Refrain.)

Doch erst, bei schmetternden Drommeten,
 Noch eine zweite wilde Schlacht!
 Schwarzer Brander, schleudre Raketen
 In der Kirche scheinheil'ge Jacht!
 In der Kirche scheinheil'ge Jacht!
 Auf des Besitzes Silberflotten
 Richt' kühn der Kanonen Schlund!
 Auf des Meeres rottigem Grund
 Laßt der Habsucht Schätze verrotten!
 (Refrain.)

O stolzer Tag, wenn solche Siege
 Das Schiff des Volkes sich erstritt!
 Wenn, zu Boden segelnd die Lüge,
 Zum ersehnten Gestad' es glitt!
 Zum ersehnten Gestad' es glitt!
 Zum grünen Strand der neuen Erde,
 Wo die Freiheit herrscht und das Recht,
 Wo kein Armer stöhnt und kein Knecht,
 Wo sich selber Hirt ist die Herde!
 (Refrain.)

Wo nur der Eintracht Fahnen wehen,
 Wo uns kein Hader mehr zerstückt!
 Wo der Mensch von der Menschheit Höhen
 Unenterbt durch die Schöpfung blickt!
 Unenterbt durch die Schöpfung blickt!
 O neue Welt, nach Sturm und Fehde
 Wie erquickt uns bald deine Ruh'!
 Alle Herzen pochen dir zu — —
 Und der Brander liegt auf der Kede!
 (Refrain.)

Eispalast.

1.

Ihr alle, mein' ich, habt gehört von jenem felt'nen Eispalast!
 Auf der gefror'nen Newaslut aufstarrte der gefror'ne Glast!
 Dem Willen einer Kaiserin, der Laune dienend einer Frau,
 Scholl' über Scholle stand er da, gediegen Eis der ganze Bau!

Um seine blanken Fensterreih'n, um seine Giebel pfiß es kalt:
 Doch innen hat ihn Frühlingswehn und hat ihn Blumenhauch durchwallt!
 Allüberall, wohin man schritt, Musik und Girandolenglanz,
 Und durch der Säle bunte Flucht bewegte wirbelnd sich der Tanz!

Also bis in den März hinein war seine Herrlichkeit zu schaun;
 Doch — auch in Rußland kommt der Lenz, und auch der Nawa Blöcke taunt!
 Hui, wie beim ersten Sturm aus Süd der ganze schimmernde Koloß
 Hohl in sich selbst zusammensank und häuptlings in die Fluten schoß!

Die Fluten aber jauchzten auf! Ja, die der Frost in Bande schlug,
Die gestern eine Hofburg noch und eines Hofes Unsinn trug,
Die es noch gestern schweigend litt, daß man ihr aufstund Pomp und Staat,
Daß eine üpp'ge Kaiserin hoffärtig sie mit Füßen trat: —

Dieselbe Nawa jauchzt' empork! Abwärts mit brausendem Erguß,
Abwärts durch Schnee und Schollenwerk schob sich und drängte sich der Fluß!
Die letzten Spuren seiner Schmach malmt' er und knirscht' er kurz und klein —
Und strömte groß und ruhig dann ins ewig freie Meer hinein!

2.

Die ihr der Völker heil'ge Flut abdämmet von der Freiheit Meer: —
Ausmündend bald, der Nawa gleich, braust sie und jubelt sie einher!
Den Winterfrost der Tyrannei stolz vom Genick schüttelt sie
Und schlingt hinab, den lang sie trug, den Eispalast der Despotie!

Noch schwelgt ihr in dem Blühenden, und tut in eurem Dünkel traun!
Als käme nun und nie der Lenz, als würd' es nun und nimmer taun!
Doch mählich steigt die Sonne schon, und weich erhebt sich schon ein Wehn;
Die Decke tropft, der Boden schwimmt — o, schlüpfzig und gefährlich Wehn!

Ihr aber wollt verschlungen sein! Dasteht ihr und kapituliert
Lang erst mit jeder Scholle noch, ob sie — von neuem nicht gefriert!
Umsonst, ihr Herrn! Kein Halten mehr! Ihr sprecht den Lenz zum Winter nicht,
Und hat das Eis einmal getracht, so glaubt mir, daß es bald auch bricht!

Dann aber heißt es wiederum: — Abwärts mit brausendem Erguß,
Abwärts durch Schnee und Schollenwerk drängt sich und macht sich Bahn der Fluß!
Die letzten Spuren seiner Schmach malmt er und knirscht er kurz und klein —
Und stutet groß und ruhig dann ins ewig freie Meer hinein!

Von unten auf.

Ein Dampfer kam von Bieberich — stolz war die Furche, die er zog!
Er qualmt' und räderte zu Tal, daß rechts und links die Brandung flog!
Von Wimpeln und von Flaggen voll, schoß er hinab lech und erfreut:
Den König, der in Preußen herrscht, nach seiner Rheinburg trug er heut!

Die Sonne schien wie lauter Gold! Austauschte schimmernd Stadt um Stadt!
Der Rhein war wie ein Spiegel schier, und das Verdeck war blank und glatt!
Die Dielen bligten frisch gebohnt, und auf den schmalen her und hin,
Bergnügten Auges wandelten der König und die Königin!

Nach allen Seiten schaut' umher und winkte das erhab'ne Paar;
Des Rheingaus Reben grühten sie und auch dein Rußlaub, Sanct Goar!
Sie sahn zu Rhein, sie sahn zu Berg; — wie war das Schifflein doch so nett!
Es ging sich auf den Dielen fast als wie auf Sansjouis Parkett!

Doch unter all der Nettigkeit und unter all der schwimmenden Pracht,
Da frißt und flammt das Element, das sie von dannen schießen macht;
Da schafft in Ruß und Feuersglut, der dieses Glanzes Seele ist;
Da steht und schürt und ordnet er — der Proletariermaschinist!

Da draußen lacht und grünt die Welt, da draußen blüht und rauscht der Rhein —
Er stiert den sieben langen Tag in seine Flammen nur hinein!
Im woll'nen Hemde, halbernackt, vor seiner Esse muß er stehn!
Derweil ein König über ihm einschlüpft der Berge freies Wehn!

Jetzt ist der Ofen zugeteilt, und alles geht und alles paßt;
So gönnt er auf Minuten denn sich eine kurze Sklavenrast,
Mit halbem Leibe taucht er auf aus seinem lodernden Werkst;,
In seiner Falltür steht er da und überschaut sich das Verdeck.

Das glüh'nde Eisen in der Hand, Antlitz und Arme rot erhitzt,
Mit der gewölbten, haar'gen Brust auf das Geländer breit gestützt —
So läßt er schweißen seinen Blick, so murrte er leis dem Fürsten zu:
„Wie mahnt dies Boot mich an den Staat! Licht auf den Höhen wandelst du!

Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunkeln Schoß,
Tief unten, von der Not gespornt, da schür' und schmied' ich mir mein Los!
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Laft,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen paßt?

Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrscht' ich nicht, auf den du gehst, den allzeit tochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Trift,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!

Der Boden birst, aufschlägt die Glut und sprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts ans Licht aus unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!

Dann schreit' ich jauchzend durch die Welt! Auf meinen Schultern stark und breit,
Ein neuer Santt Christophorus, trag' ich den Christ der neuen Zeit!
Ich bin der Riese, der nicht wankt! Ich bin's, durch den zum Siegesfest
Ueber den tosenden Strom der Zeit der Heiland Geist sich tragen läßt!“

So hat in seinen krausen Bart der grossende Zyklop gemurrt;
Dann geht er wieder an sein Werk, nimmt sein Geschirr und stoht und purrt.
Die Hebel knirschen auf und ab, die Flamme strahlt ihm ins Gesicht,
Der Dampf rumort; — er aber sagt: „Heut, zornig Element, noch nicht!“

Der bunte Dampfer unterdes legt vor Kapellen zischend an;
Sechsspännig fährt die Majestät den jungen Stolsensfels hinan.
Der Heizer auch blickt auf zur Burg; von seinen Flammen nur behorcht,
Racht er: „Ei, wie man immer doch für künftige Ruinen sorgt!“

Wie man's macht.

So wird es kommen, eh' ihr denkt: — das Volk hat nichts zu beißen mehr!
Durch seine Lumpen pfeift der Wind! Wo nimmt es Brot und Kleider her? —
Da tritt ein lecker Bursche vor; der spricht: „Die Kleider wußt' ich schon!
Mir nach, wer Rock und Hosen will! Zeug für ein ganzes Bataillon!“

Und wie man eine Hand umdreht, stellt er in Kotten sie und Reih'n,
Schreit: „Hintsum kehrt!“ und „Vorwärts marsch!“ und führt zur Kreisstadt
sie hinein.

Vor einem steinernen Gebäu haltmachen läßt er trutziglich:
„Seht da, mein Kleidermagazin — das Landwehrzeughaus nennt es sich!

Darinnen liegt, was ihr bedürft: Leinwand zu Hemden, herb und schwer!
Wattierte Jacken, frisch genäht — dazu von zweierlei Coleur!
Tuchmäntel für die Regennacht! Feldmützen auch und Handschuh' viel,
Und alles, was sich sonst gehört zu Heerschau und Paradespiel!

Ihr kennt den ganzen Kummel ja! Ob auch mit Hadern jetzt bedeckt,
Haben die meisten doch von euch in der Montierung schon gesteckt!
Wehrmänner seid ihr allzumal! So lange jeder denn vom Pslock
Sich feinen eig'nen Hofensack und feinen eig'nen blauen Rock!

Ja, seine n Rock! Wer faselt noch vom Rock des Königs? — Liebe Zeit!
Gabt ihr die Wolle doch dazu: geschor'ne Schafe, die ihr seid!
Du da — ist nicht die Leinwand hier der Flachs, den deine Mutter spann,
Indes vom kummervollen Mug' die Trän' ihr auf den Faden rann?

Nehmt denn! So recht! Da prunkt ihr ja, als ging's zu Felde morgen früh,
Oder doch allerwenigstens nach Grimlinghausen zur Revue!
Nur die Muskete fehlt euch noch! Doch sieh, da steht von ungefähr
Der ganze Saal voll! Zum Versuch: — Gewehr in Arm! Schultert's Gewehr!

Ganz, wie sich's hört! Das nenn' ich Schick! Am Ende . . . Jungens, wißt
ihr was?
Auch die Gewehre wandern mit! — Gewehr bei Fuß! — Das wird ein Spaß!
Und würd' es Ernst . . . Nun, möglich ist's! Sie machen immer groß Geschrei,
Und nennen diesen Kleiderwitz vielleicht noch gar Rebellerei!

Nennen ihn Einbruch noch und Raub! — In wenig Stunden sollt ihr sehn,
Wird uns ein Linienregiment schlagfertig gegenüberstehn!
Da heißt es denn für seinen Rock die Zähne weißen! Dran und drauf!
Patronen her! Geladen, Kerls! Und pflanzt das Bajonette auf!

Stülpt auch den Tschako auf den Kopf, und hängt den Degen vor den Steiß. —
Daß ihr ihn „Käsemesser“ nennt, ein glückverheißend Omen sei's!
Kein Hirn, will's Gott, besudelt ihn! Kein Herzblut, hoff ich, färbt ihn rot —
Für Weib und Kinder „Käse“ nur soll er zerhaun und nahrhaft Brot!

Und nun hinaus! Tambour voran, Querpfeifer und Hornistenpaar!
Soll auch die Adlerfahne noch vorflattern, Brüder, eurer Schar?
Den Teufel auch! Was kümmert uns vergang'ner Zeit Raubvögelpack!
Wollt ihr ein Banner: Eines nur schickt sich für euch — der Bettelsack!

Den pflanzt auf irgendein Gerüst: — da, hier ist ein Manenspeer! —
Und tragt ihn, wie die Geusen einst, mit zorn'gem Stolze vor euch her!
Ihr könnt es süßlicher als sie! Ihr tragt den Sack nicht bloß zum Staat,
Ihr seid nicht bloß dem Namen nach — nein, ihr seid Bettler in der Tat!

March denn, ihr Geusen dieser Zeit! March, Proletarierbataillon! —
Da naht zu Fuß und naht zu Roß die königliche Linie schon!
„Feuer!“ befiehlt der General; „Chot!“ heißt es bei der Reiterei. —
Doch, ha! Kein Kenner hebt den Fuß, und keine Flinte schickt ihr Blei!

Ein Murren aber rollt durchs Heer: „Auch wir sind Volk! Was königlich!“
Und plötzlich vor dem Bettelsack senkt tief die Adlerfahne sich!
Dann Jubelschrei: „Wir sind mit euch! Denn wir sind ihr und ihr seid wir!“ —
„Kanaille!“ ruft der Kommandeur — da reißt ein Leutnant ihn vom Tier!

Und wie ein Sturm zur Hauptstadt geht's! Anschwillt ihr Zug laminengleich!
Umstürzt der Thron, die Krone fällt, in seinen Angeln ächzt das Reich!
Aus Brand und Blut erhebt das Volk sieghaft sein lang zertreten Haupt: —
Wehen hat jegliche Geburt! — So wird es kommen, eh' ihr glaubt.

Freie Presse.

Festen Tons zu seinen Leuten spricht der Herr der Druckerei:
„Morgen, wißt ihr, soll es losgeh'n, und zum Schießen braucht man Blei!
Wohl, wir haben uns're Schriften: — morgen in die Reih'n getreten!
Heute Munition gegossen aus metall'nen Alphabeten!

Hier die Formen, hier die Tiegel! auch die Kohlen facht' ich an!
Und die Pforten sind verrammelt, daß uns niemand stören kann!
An die Arbeit denn, ihr Herren! Alle, die ihr seht und preßt!
Helft mir auf die Beine bringen dieses Freiheitsmanifest!“

Spricht's und wirft die ersten Lettern in den Tiegel frischer Hand.
Von der Hitze bald geschmolzen, brodeln Perl und Diamant;
Brodeln Kolonel und Korpus; hier Antiqua, dort Fraktur
Werfen radikale Blasen, dreist umgehend die Zensur.

Dampfend in die Kugelformen zischt die glüh'nde Masse dann: —
So die ganze lange Herbstnacht schaffen diese zwanzig Mann;
Atmen rüstig in die Kohlen; schüren, schmelzen unverdrossen!
Bis in runde, blanke Kugeln Schrift und Zeug sie umgegossen!

Wohlverpact in grauen Beuteln liegt der Vorrat an der Erde,
Fertig, daß er mit der Frühe brühwarm ausgegeben werde!
Eine dreiste Morgenzeitung! Wahrlich, gleich beherzt und kühn
Sah man keine noch entschwirren dieser alten Offizin!

Und der Meister sieht es düster, legt die Rechte auf sein Herz:
„Daß es also mußte kommen, mir und vielen macht es Schmerz!
Doch — welch Mittel noch ist übrig, und wie k a n n es anders sein? —
Nur als Kugel mag die Type dieser Tage sich befrein!

Wohl soll der Gedanke siegen — nicht des Stoffes rohe Kraft!
Doch man band ihn, man zertrat ihn, doch man warf ihn schnöd' in Haft!
Sei es denn! In die Muskete mit dem Ladstock laßt euch rammen!
Auch in solchen Winkelhaken steht als Kämpfer treu beisammen!

Auch aus ihm bis in die Hofburg fliegt und schwingt euch, trotz'ge Schriften!
Jauchzt ein rauhes Lied der Freiheit, jauchzt und pfeift es hoch in Lüften!
Schlagt die Knechte, schlägt die Söldner, schlägt den allerhöchsten Loren,
Der sich d i e s e freie Presse selber auf den Hals beschworen!

Für die r e c h t e freie Presse kehrt ihr heim aus diesem Strauß:
Bald aus Leichen und aus Trümmern graben wir euch wieder aus!
Sießen euch aus stumpfen Kugeln wieder um in scharfe Lettern —
Horch! ein Pochen an der Haustür! und Trompeten hör' ich schmettern!

Jetzt ein Schuß! — Und wieder einer! — Die Signale sind's, Gesellen!
Hallender Schritt erfüllt die Gassen, Hufe dröhnen, Hörner gellen!
Hier die Kugeln! hier die Büchsen! Rasch hinab! — Da sind wir schon!“
Und die erste Salve prasselt! — Das ist Revolution!

Springer.

Kein besser Schachbrett als die Welt:
Zur Limmat rück' ich von der Schelbe!
Ihr sprengt mich wohl von Feld zu Feld,
Doch schlägt ihr mich nicht aus dem Felde!

So ist es eben in dem Schach
Der Freien wider die Despoten:
Zug über Zug und Schlag auf Schlag,
Und Ruh' wird keine nicht geboten!

Mir ist, als müßt' ich auch von hier
Den Stab noch in die Weite setzen;
Als würden auch aus Tells Revier
Die Launen dieses Spiels mich hehen!

Ich bin bereit! Noch braust das Meer
Um Norweps freie Bauernstätten;
Noch raffelt es von Frankreich her,
Wie Klirren von gebroch'nen Ketten!

Kein flüchtig Haupt hat Engelland
Von seiner Schwelle noch gewiesen;
Noch winkt mir eine Freundeshand
Nach des Ohio lust'gen Wiesen!

Von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt,
Von Land zu Land — mich schiert es wenig,
Kein Zug des Schicksals setzt mich matt: —
Matt werden kann ja nur der König!

Requiescat!

Wer den wucht'gen Hammer schwingt;
Wer im Felde mäht die Aehren;
Wer ins Mark der Erde dringt,
Weib und Kinder zu ernähren;
Wer stroman den Nachen zieht;
Wer bei Woll' und Berg und Flachs
Hinterm Webstuhl sich müht,
Daß sein blonder Junge wachse; —

Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Ob in enger Bücherei
Dunst und Moder ihn umstäube;
Ob er Sklav' der Messe sei,
Lieder oder Dramen schreibe;
Ob er um verruchten Lohn
Fremden Ungeschmack vertiere;
Ob er in gelehrter Fron
Griechisch und Latein doziere: —

Er auch ist ein Proletar!
Ihm auch heißt es: „Darbe! borge!“
Ihm auch bleicht das dunkle Haar,
Ihm auch heßt ins Grab die Sorge!
Mit dem Zwange, mit der Not
Wie die andern muß er ringen,
Und der Kinder Schrei nach Brot
Lähmt auch ihm die freien Schwingen!

Manchen hab' ich so gekannt!
Nach den Wolken flog sein Streben: —
Lief im Staube von der Hand
In den Mund doch muß' er leben!
Eingepfercht und eingedornt,
Aechzt' er zwischen Tür und Angel;
Der Bedarf hat ihn gespornt,
Und gepeischt hat ihn der Mangel.

Also schrieb er Blatt auf Blatt,
Bleich und mit verhärmten Wangen,
Während draußen Blum' und Blatt
Sich im Morgenwinde schwingen.
Nachtigall und Drossel schlug,
Lerche sang und Habicht kreiste; —
Er hing über seinem Buch,
Tagelöhner mit dem Geiste!

Dennoch, ob sein Herz auch schrie,
Blieb er tapfer, blieb ergeben:
„Dieses auch ist Poesie,
Denn es ist das Menschenleben!“
Und wenn gar der Mut ihm sank,
Hielt er fest sich an dem einen:
„Meine Ehre wahr' ich blank!
Was ich tu', ist für die Meinen!“

Endlich ließ ihn doch die Kraft!
Aus sein Ringen, aus sein Schaffen!
Nur zuweilen, fieberhaft,
Konnt' er noch empor sich raffen!
Nachts oft von der Muse Ruß
Fühlt er seine Schläfen pochen;
Frei dann flog der Genius,
Den des Tages Drang gebrochen!

Lang jetzt ruht er unterm Rain,
Drauf im Gras die Winde wühlen;
Ohne Kreuz und ohne Stein
Schläft er aus auf seinen Pfühlen.
Rotgeweinten Angesichts
Irrt sein Weib und irrt sein Samen —
Bettlertinder erben nichts,
Als des Vaters reinen Namen!

Ruhm und Ehre jedem Fleiß!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! — Doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen.

Irland.

An rost'ger Kette liegt das Boot;
Das Segel träumt, das Ruder lungert.
Das macht, der Fischerbub ist tot;
Das macht, der Fischer ist verhungert!
Denn Irlands Fisch ist Herrenfisch:
Der Strandherr praßt vom reichen Fange,
Leer aber bleibt des Fängers Tisch —
So starb der Fischer, so sein Range.

Die Herde blökt, die Herde brüllt;
Welch ein Gedräng von Rüh'n und Schafent
Der Hirt, von Lumpen schlecht verhüllt,
Treibt sie ans Meer zum nächsten Hafen.
Denn Irlands Vieh ist Herrenvieh:
Das gerne Paddys Knochen stärkte
Und seiner Kinder brechend Knie —
Der Grundherr schickt's auf fremde Märkte.

Drum ist sein Viehstall ihm ein Born
Der Leppigkeit und des Genusses,
Und jeglich Kuh- und Bullenhorn
Wird ihm ein Horn des Ueberflusses.
Er läßt zu London und Paris
Den Spieltisch unter'm Gold sich biegen; —
Sein Volk, das er zu Hause ließ,
Fällt unterdeß wie Winterfliegen.

Hallo, Hallo! Grün-Erins Jagd!
Paddy, lang' zu! das nenn' ich Ziemer!
Umsonst! auch das wird fortgebracht,
Meerüber mit dem ersten Steamer!
Denn Irlands Wild ist Herrenwild:
Es füllt des Grundherrn Bauch und Taschen —
Der bleiche Knecht, des Elends Bild,
Hilf Gott! ist selbst zu matt zum Pischen!

So sorgt der Herr, daß Hirsch und Ochs,
Das heißt: daß ihn sein Bauer mäste;
Statt auszutrocknen seine Bogs —
Ihr kennt sie ja: Irlands Moräste!
Er läßt den Boden nutzlos ruhn',
Drauf Halm an Halm sich wiegen könnte;
Er läßt ihn schön dem Wasserhuhn,
Dem Ribiß und der wilden Ente!

Ja doch, bei Gottes Fluche: — Sumpf
 Und Wildnis vier Millionen Aecker!
 Ihr aber seid blasiert und stumpf,
 Faul und verfaut — euch weckt kein Wecker!
 O, irisch Land ist Herrenland:
 Drum stehn die Mütter an den Wegen,
 Den toten Säugling im Gewand,
 Und fleh'n euch, ihn ins Grab zu legen.

— So schallt die Klage Tag und Nacht,
 So grollt es Connaught durch und Leinster.
 Der West hat mir den Schrei gebracht —
 Er trug ihn schrill bis vor mein Fenster.
 Matt wie ein angeschoss'ner Weih
 herschwebt' er über Höh'n und Sunde —
 Der Schrei der Not, der Hungerschrei,
 Der Sterbeschrei aus Erins Mundel

Erin — da liegt sie auf den Knien,
 Bleich und entstellt, mit weh'ndem Haare,
 Und streut des Shamrocks weltend Grün
 Zitternd auf ihrer Kinder Bahre.
 Sie kniet am See, sie kniet am Strom,
 Sie kniet auf ihrer Berge Kronen —
 Mehr noch, als Harold-Byrons Rom,
 „Die Niobe der Nationen!“

Das Lied vom Hemde.

Mit Fingern mager und müd,
 Mit Augen schwer und rot,
 In schlechten Hadern saß ein Weib
 Nähend fürs liebe Brot.
 Stich! Stich! Stich!
 Aufsch sie wirr und fremde;
 In Hunger und Armut flehentlich
 Sang sie das „Lied vom Hemde“.

„Schaffen! Schaffen! Schaffen!
 Sobald der Haushahn wach!
 Und Schaffen — Schaffen — Schaffen,
 Bis die Sterne glüh'n durchs Dach!
 O, lieber Sklavin sein
 Bei Türken und bei Heiden,
 Wo das Weib keine Seele zu retten hat,
 Als so bei Christen leiden!

Schaffen — Schaffen — Schaffen,
 Bis das Hirn beginnt zu rollen!
 Schaffen — Schaffen — Schaffen,
 Bis die Augen springen wollen!
 Saum und Zwickel und Band,
 Band und Zwickel und Saum —
 Dann über den Knöpfen schlaf' ich ein,
 Und nähe sie fort im Traum.

O Männer, denen Gott
Weib, Mutter, Schwestern gegeben:
Nicht Linnen ist's, was ihr verschleißt —
Nein, warmes Menschenleben!
Stich! Stich! Stich!
Das ist der Armut Fluch:
Mit doppeltem Faden näh' ich Hemd,
Ja, Hemd und Leichentuch!

Doch was red' ich nur vom Tod,
Dem Knochenmanne! — Ha!
Raum fürcht' ich seine Schreckgestalt,
Sie gleicht meiner eig'nen ja!
Sie gleicht mir, weil ich faste,
Weil ich lange nicht geruht.
O Gott, daß Brot so teuer ist,
Und so wohlfeil Fleisch und Blut!

Schaffen — Schaffen — Schaffen!
Und der Lohn? Ein Wasserhumpen,
Eine Kruste Brot, ein Bett von Stroh,
Dort das morsche Dach — und Lumpen!
Ein alter Tisch, ein zerbrochener Stuhl,
Sonst nichts auf Gottes Welt!
Eine Wand so bar — 's ist ein Trost sogar,
Wenn mein Schatten nur drauf fällt!

Schaffen — Schaffen — Schaffen —
Vom Früh- zum Nachtgeläut!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Wie zur Straf' gefangne Leut'!
Band und Zwickel und Saum,
Saum und Zwickel und Band,
Bis vom ewigen Rücken mir schwindlich wird,
Bis das Hirn mir starrt und die Hand!

Schaffen — Schaffen — Schaffen,
Bei Dezembernebeln fahl!
Schaffen — Schaffen — Schaffen,
In des Lenzes sonnigem Strahl!
Wenn zwitschernd sich ans Dach
Die erste Schwalbe klammert,
Sich sonnt und Frühlingslieder singt,
Daß das Herz mir zuckt und jammert.

O, draußen nur zu sein,
Wo Viol und Primel sprießen —
Den Himmel über mir,
Und das Gras zu meinen Füßen!
Zu fühlen wie vordem,
Ach, e i n e Stunde nur,
Eh' noch es hieß: Ein Mittagsmahl
Für ein Wandeln auf der Flur!

Ach ja nur eine Frist,
 Wie kurz auch — nicht zur Freude!
 Nein, auszuweinen mich einmal
 So recht in meinem Leide!
 Doch zurück, ihr meine Tränen!
 Zurück tief ins Gehirn!
 Ihr kämt mir schön! nehtet beim Näh'n
 Mir Nadel nur und Zwirn!“

Mit Fingern mager und müd,
 Mit Augen schwer und rot,
 In schlechten Hadern saß ein Weib
 Nähend fürs liebe Brot.
 Stich! Stich! Stich!
 Auffah sie wirr und fremde;
 In Hunger und Armut flehentlich —
 O, schwäng' es laut zu den Reichen sich! —
 Sang sie dies „Lied vom Hemde“.

Im Hochland fiel der erste Schuß.

Im Hochland fiel der erste Schuß —
 Im Hochland wider die Pfaffen!
 Da kam, die fallen wird und muß,
 Ja, die Lawine kam in Schuß —
 Drei Länder in den Waffen!
 Schon kann die Schweiz von Siegen ruh'n:
 Das Urgebirg' und die Nagelstuh'n
 Zittern vor Lust bis zum Kerne!

Drauf ging der Tanz in Welschland los —
 Die Szyllen und Charybden,
 Vesuv und Aetna brachen los:
 Ausbruch auf Ausbruch, Stoß auf Stoß!
 — „Sehr bedenklich, Euer Liebden!“
 Also schallt's von Berlin nach Wien,
 Und von Wien zurück wieder nach Berlin —
 Sogar den Rißel graut es!

Und nun ist denn auch abermals
 Das Pflaster aufgerissen,
 Auf dem die Freiheit, nackten Stahls,
 Aus der lumpigen Pracht des Königsstaals
 Zwei Könige schon geschmissen;
 Einen von ihnen gar geköpft —
 Und drauf du lang genug geschröpft
 Dein Volk, o Julikönig!

Anrückt die Linie: Schuß auf Schuß!
 Und immer frisch geladen!
 Doch dies ist ein Volk wie aus Eisenguß,
 Stülpen Karren um und Omnibus —
 Das sind die Barrikaden!
 Stolze, opferfrohe Reih'n,
 Singen sie, in der Hand den Stein:
 „Mourir pour la patrie!“

Die Kugel pfeift, der Kiesel fliegt,
In Lüften walt die Fahne!
Ein General am Boden liegt —
Ça ira, ça ira, die Bluse siegt,
O Vorstadt St. Antoine!
Maffen auf Maffen! Keiner wankt —
Schon hat der Guizot abgedankt,
Bleich, zitternd mit den Lippen.

„Vive la Réforme! Le Système à bas!“
O treffliche Gefellen!
Der Birne Schütteltag ist da!
Die halbe Linie, ça ira!
Und Amiens sind Rebellen!
Keine neue Kriegsmacht naht:
Das Volk zerföörte Schien' und Draht —
Bahnzug und Telegraphen!

Was weiter wird: — noch harren wir!
Doch wird's die Freiheit werden!
Die Freiheit dort, die Freiheit hier,
Die Freiheit jezt und für und für,
Die Freiheit rings auf Erden!
Im Hochland fiel der erste Schuß,
Und die da niederdonnern muß,
Die Lawine kam ins Rollen!

Sie rollt — sie springt — o Lombardet,
Bald fühlst auch du ihr Wälzen!
Ungarn und Polen macht sie frei,
Durch Deutschland dröhnen wird ihr Schrei,
Und kein Bannstrahl kann sie schmelzen!
Einzig in der Freiheit Wehn
Mild und leis wird sie zergehn,
Des alten Jorns Lawine!

Ja, fest am Jorne halten wir,
Fest bis zu jener Frühe!
Die Träne springt ins Auge mir,
In meinem Herzen fingt's: „Mourir,
Mourir pour la patrie!“
Glück auf, das ist ein glorreich Jahr,
Das ist ein stolzer Februar —
„Allons enfants!“ — „Mourir, mourir,
„Mourir pour la patrie!“

Die Republik.

Die Republik, die Republik!
Herr Gott, das war ein Schlagent!
Das war ein Sieg aus einem Stück!
Das war ein Wurf! die Republik!
Und alles in drei Tagen!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Anfeuchten die Berichte:
Ein Atemzug, ein Wink, ein Blick,
Ein Handumdrehn — die Republik!
So dichtet die Geschichte!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Nun ist der Wall erstiegen!
Nun ist gerannt die Mauerlück' —
Die Republik, die Republik!
Und unsere Farben fliegen!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Noch stehn wir müßig unten!
Vom Wall doch rufts: Bleib nicht zurück!
Nach, durch den Riß — die Republik! —
Beim Ausflüg unsrer Lunten!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Ja doch, ihr Vorhutstreiter —
Wir folgen euch! die Republik!
Schon dröhnt von unserm Fuß die Brück',
Schon fassen wir die Leiter!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Wer redet von Entzweien?
Was Völkerverhaß! Die Republik!
Als Freie, jochlos das Genick,
So treten wir zu Freien!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Von heute an — die Republik! —
Zwei Lager nur auf Erden:
Die Freien mit dem kühnen Blick,
Die Sklaven, um den Hals den Strick!
Sei's! mag's entschieden werden!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Sonst aber — hoch die Republik! —
Kein Kriegen mehr und Spalten!
Nur fester Bund zu Lieb' und Glück!
Nur Bruderschaft — die Republik! —
Und menschlich schön Entfalten!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Die Republik, die Republik!
Wohlan denn, Rhein und Elbe!
Donau, wohlan — die Republik!
Die Stirnen hoch, hoch das Genick!
Eu'r Feldgeschrei daselbe:
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Berlin.

Zum Völkerfest, auf das wir ziehn,
Zu dem die Freiheit ladet,
Wie wandelst herrlich du, Berlin!
Berlin, in Blut gebadet!
Du wandelst ruhig und bestaubt
Einher in deinen Wunden!
Du wandelst hin, das bleiche Haupt
Mit Bannertuch verbunden!

Mit Tuch, mit dem du jene Nacht
Geheiligt jeden Faden!
O, erste deutsche Fahnenwacht
Auf deutschen Barrikaden!
Du riffest es aus langer Schmach
Empor zu neuer Schöne!
In einer Nacht, auf einen Schlag
Rein wuschen's deine Söhne!

So helfe dir nun Gott, Tyrann!
Erstochen und erschossen!
Und abwärts durch die Straßen rann
Ihr Blut in allen Gassen!
Arbeiterblut, Studentenblut —
Wir knirschen mit den Zähnen,
Und in die Augen treibt die Wut
Uns sel'ne Männertränen!

Sie fochten dreizehn Stunden lang,
Die Erde hat gezittert!
Sie fochten ohne Sang und Klang,
Sie fochten stumm erbittert!
Da war kein Lied wie *Ca ira* —
Nur Schrei und Ruf und Röcheln!
Sie standen ernst und schweigend da,
Im Blut bis zu den Knöcheln!

So schlaft denn wohl im kühlen Grund,
Schlaft ewig unvergessen!
Wir können euch den bleichen Mund,
Die starre Hand nicht pressen!
Wir können euch zur Ehr und Zier
Mit Blumen nicht bewerfen —
Doch können wir und wollen wir
Die Schwerter für euch schärfen!

Denn einen Kampf, der so begann,
Soll kein Ermatten schänden!
Ihr strittet vor, ihr finget an:
So laßt denn uns vollenden!
Wir sind bereit, wir sind geschwind,
Wir treten in die Lücken!
Mit allen, die noch übrig sind,
Die Klinge woll'n wir zücken!

Denn heißen soll es nimmermehr:
Für nichts sind wir gestorben!
Für nichts, als was sie tags vorher
Ertrugt schon und erworben!
Denn keiner sage je und je:
Sie waren brav im Schießen!
Doch fehlt' auch ihnen die Idee,
Da sie sich meßeln ließen!

Drum sollen eure Leichen nicht
Den Strom der Freiheit stauen;
Den Strom, der seine Fesseln bricht
In diesem Märzestauen!
Drum sollen sie die Stufen sein,
Die Stufen grün von Zweigen,
Auf denen wir zum Dach hinein
Der freien Zukunft steigen!

Was Manifest noch, was Bescheid!
Was Bitten noch und Geben!
Was Amnestie und Pressfreiheit —
Tod gilt es oder Leben!
Wir rücken an in kalter Ruh',
Wir beißen die Patrone,
Wir sagen kurz: Wir oder du!
Volk heißt es oder Krone!

Daß Deutschland stark und einig sei,
Das ist auch unser Dürsten!
Doch einig wird es nur, wenn frei,
Und frei nur ohne Fürsten!
O Volk, ein einz'ger Tag verstrich —
Und schon von Livats heiser?
Erst gestern ließ er schlachten dich — —
Und heute deutscher Kaiser?!

Schmach! mit dem Blute wild verspricht
Bei jedem freud'gen Sterben.
Mit dem jetzt möcht' Er sich verschmiltz
Den Kaiserpurpur färben!
Allein, daß das unmöglich sei,
Dafür noch steh'n wir Wache,
Dafür bleibt unser Feldgeschrei:
Sie Republik und Rache!

Wir treten in die Reifeschuh',
 Wir brechen auf schon heute!
 Nun, heil'ge Freiheit, tröste du
 Die Mütter und die Bräute!
 Nun tröste Weib, nun tröste Kind,
 Die Witwen und die Waisen —
 Wie derer, die gefallen sind,
 So un're, will's das Eisen!

Ein Lied vom Tode.

Auf den Hügeln steht er im Morgenrot,
 Das gezückte Schwert in der sehn'gen Hand.
 „Wer ich bin? Ich bin der Befreiertod!
 Bin der Tod für die Menschheit, das Vaterland!
 Nicht der Leisetreter am Krankenpfehl,
 Der den Greis und das Kind auf die Bahre legt —
 Nein, der eiserne Stürmer im Kampfgewühl,
 Der den Mann und den trotzigcn Jüngling erschlägt!

Unterm blauen lustigen Himmelszelt,
 Da durchflieg' ich, da lichte' ich die jauchzenden Reih'n;
 Da werf' ich sie hin auf das Ackerfeld,
 Auf die Blumenflur, auf den Pflasterstein!
 O, wie stirbt es sich schön in der Kraft, im Zorn:
 Sie liegen, emporgewandt den Blick;
 Sie liegen, die Todeswunde vorn
 Und das bleiche, blutige Haupt im Genick!

So lagen die Tapfern an Wien und Spree;
 So lagen die Turner am Eiderfluß;
 So lagen auf jener Schwarzwaldhöh'
 Die Freistaatmänner, gefällt vom Schuß.
 So liegen und lagen sie hundertweis,
 Die der März gefordert und der April;
 So findet sie liegen die Rose des Mais,
 Daß ihr Grab sie bekränze freundlich und still!

Die Rose des Mais! — Ja, was bringt der Mai?
 Ich will es euch sagen: Hieb und Stich!
 Ich will es euch sagen: Trompetenschrei,
 Knatternde Salven und abermals mich!
 Denn ihr sollt euch gründlich und ganz befreien,
 Und das leuchtende Gold, das die Fahn' euch schmückt,
 Sei die Presse nicht bloß, die des Lafain,
 Die des Kammerdieners Livree bestickt!

Ja, ihr habt, was ihr tatet, nur halb getan! —
 Wer ist, der die Kugel hemmen darf?
 Sie roll' und sie donn're auf ihrer Bahn,
 Bis sie viermal alle Neue warf!
 Euch heißt „Rebell“ der entschiedne Mann,
 Der die volle Freiheit zu fordern wagt? —
 Ei, wie man so bald nur vergessen kann,
 Daß von Auführs Gnaden zu Frankfurt man tagt!

„Demokratische Basis“, die „breiteste“ gar!
 „Parlament“ und „Verfassung“, „Kaiser und Reich“!
 Vor dem allen ist nur das eine klar:
 Einer „Basis“ bedürft ihr — ja wohl, f ü r e u c h !
 Eines Stuhles, auf dem ihr behaglich sitzt;
 Eines „breitesten“, drauf ihr breit euch macht!
 Ihr wollt nur ein Jahr, das wie Dreißig blizt —
 Ihr wollt kein Gewitter von Bierzig und acht!

Doch wir s c h r e i b e n jetzt Achtundvierzig, ihr Herrn!
 Und das Wetter ist da, und ihr haltet's nicht auf!
 Und wie ihr euch stellen mögt und sperrn:
 Es nivelliert b i s z u e u c h h e r a u f !
 Wolken auf Wolken und Strahl auf Strahl,
 Und der Donner kracht, und das Echo gekst:
 Der Odem Gottes wieder einmal
 Reinigt die faul gewordene Welt!

Und d e r sendet auch mich! Ja, ich kam mit dem März,
 Schreite streng und ernst von Gefild zu Gefild,
 Reißt die Besten, die Kühnsten ans Herz,
 Lasse sie fallen feurig und wild!
 Und so werd' ich schreiten und töten zumal,
 Bis die Sonne folgt auf das Morgenrot!
 O, du Weihelenz in Lust und in Qual —
 Vorwärts! ich bin der Befreiertod!“

Trotz alledem!

Das war 'ne heiße Märzzeit,
 Troz Regen, Schnee und alledem!
 Nun aber, da es Blüten schneit,
 Nun ist es kalt, trotz alledem!
 Troz alledem und alledem —
 Troz Wien, Berlin und alledem —
 Ein schnöder scharfer Winterwind
 Durchfröstelt uns trotz alledem!

Das ist der Wind der Reaktion
 Mit Meltau, Reif und alledem!
 Das ist die Bourgeoisie am Thron —
 Der annoch steht, trotz alledem!
 Troz alledem und alledem —
 Troz Blutschuld, Trug und alledem —
 Er steht noch und er hudelt uns
 Wie früher fast, trotz alledem!

Die Waffen, die der Sieg uns gab,
 Der Sieg des Rechts trotz alledem,
 Die nimmt man sacht uns wieder ab,
 Samt Kraut und Lot und alledem,
 Troz alledem und alledem —
 Troz Parlament und alledem —
 Wir werden unsre Büchsen los,
 Soldatenwild trotz alledem!

Doch wir sind frisch und wohlgenut
Und zagen nicht trotz alledem!
In tiefer Brust des Zornes Blut,
Die hält uns warm trotz alledem!
Trotz alledem und alledem,
Es gilt uns gleich trotz alledem!
Wir schütteln uns: Ein garst'ger Wind,
Doch weiter nichts trotz alledem!

Denn ob der Reichstag sich blamiert
Professorhaft, trotz alledem!
Und ob der Teufel reagiert
Mit Huf und Horn und alledem —
Trotz alledem und alledem,
Trotz Dummheit, List und alledem,
Wir wissen doch: die Menschlichkeit
Behält den Sieg trotz alledem!

So füllt denn nur der Mörser Schlund
Mit Eisen, Blei und alledem:
Wir halten uns auf unserm Grund,
Wir wanken nicht trotz alledem! -
Trotz alledem und alledem!
Und macht ihr's gar, trotz alledem,
Wie zu Neapel jener Schuft:
Das hilft erst recht, trotz alledem!

Nur, was zerfällt, vertrittet ihr!
Seid Kasten nur, trotz alledem!
Wir sind das Volk, die Menschheit wir.
Sind ewig drum trotz alledem!
Trotz alledem und alledem:
So kommt denn an, trotz alledem!
Ihr hemmt uns, doch ihr zwingt uns nicht —
Unser die Welt trotz alledem!

Die Toten an die Lebenden.

Die Kugel mitten in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf blut'gem Brett hoch in die Luft gehalten!
Hoch in die Luft mit wildem Schrei, daß unsre Schmerzgebärde
Dem, der zu töten uns befahl, ein Fluch auf ewig werde!
Daß er sie sehe, Tag und Nacht, im Wachen und im Traume —
Im Deffnen seines Bibelbuchs wie im Champagnerschaume!
Daß wie ein Brandmal sie sich tief in seine Seele brenne:
Daß irgendwo und nimmermehr er vor ihr fliehen könne!
Daß jeder qualverzogne Mund, daß jede rote Wunde
Ihn schrecke noch, ihn ängste noch in seiner letzten Stunde!
Daß jedes Schluchzen um uns her dem Sterbenden noch schalle,
Daß jede tote Faust sich noch nach seinem Haupte ballt —
Mög' er das Haupt nun auf ein Bett, wie andre Leute pflegen,
Mög' er es auf ein Blutgerüst zum letzten Atmen legen!

So war's! Die Kugel in der Brust, die Stirne breit gespalten,
So habt ihr uns auf schwankem Brett auf zum Altan gehalten!
„Herunter!“ — und er kam gewankt — gewankt an unser Bette;
„Hut ab!“ — er zog — er neigte sich! (so sank zur Marionette,
Der erst ein Komödiant war!) — bleich stand er und beklommen!
Das Heer indes verließ die Stadt, die sterbend wir genommen!
Dann „Jesus meine Zuversicht!“ wie ihr's im Buch könnt' lesen:
Ein „Eisen meine Zuversicht!“ wär' päpstlicher gewesen!

Das war den Morgen auf die Nacht, in der man uns erschlagen;
So habt ihr triumphierend uns in unsre Gruft getragen!
Und wir — wohl war der Schädel uns zertrümmert und zerhauen,
Doch lag des Sieges froher Stolz auf unsern grimmen Brauen.
Wir dachten: Hoch zwar ist der Preis, doch echt auch ist die Ware!
Und legten uns in Frieden drum zurecht auf unsrer Bahre.

Weh euch, wir haben uns getäuscht! Vier Monden erst vergangen,
Und alles feig durch euch verscherzt, was trotzig wir errangen!
Was unser Tod euch zugewandt, verlostert und verloren —
O, alles, alles hörten wir mit leisen Geisterohren!
Wie Wellen braust' an uns heran, was sich begab im Lande:
Der Ueberwiz des Dänenkriegs, die letzte Polenschande;
Das rüde Toben der Vendee in stößigen Provinzen;
Der Soldateska Wiederkehr, die Wiederkehr des Prinzen!
Die Schmach zu Mainz, die Schmach zu Trier, das Hänfeln, das Entwaffnen
Allüberall der Bürgerwehr, der eben erst geschaff'nen;
Die Lücke, die den Zeughaussturm zu einem Diebszug machte,
Die selber uns, die selbst das Grab noch zu begeistern dachte;
Soweit es Barrikaden gab, der Druck auf Schrift und Rede:
Mit der Verjammung freiem Recht die täglich frechre Fehde;
Der Kerkertore dumpf Geknarr im Norden und im Süden,
Für jeden, der zum Volke steht, das alle Ketten schmiedet;
Der Bund mit dem Rosakentum; das Brechen jeden Stabes,
Ach über euch, die wert ihr seid des lorbeerreichsten Grabes:
Ihr von des Zukunftsdranges Sturm am weitesten Getragnen!
Ihr — Junikämpfer von Paris! Ihr siegenden Geschlagenen!
Dann der Verrat, hier und am Main im Taglohn unterhalten —
O Volk, und immer Friede nur in deines Schurzells Falten?
Sag an, birgt es nicht auch den Krieg? den Krieg herausgeschüttelt!
Den zweiten Krieg, den letzten Krieg mit allem, was dich büttelt!
Laß deinen Ruf: „Die Republik!“ die Glocken überdröhnen,
Die diesem allerneuesten Johanneschwindel tönen!

Umsonst! es täte not, daß ihr uns aus der Erde grübet,
Und wiederum auf blut'gem Brett hoch in die Luft erühbet!
Nicht, jenem abgetanen Mann, wie damals uns zu zeigen —
Rein, zu den Zelten, auf den Markt, ins Land mit uns zu steigen!
Sjinaus ins Land, so weit es reicht! Und dann die Insurgenten
Auf ihren Bahnen hingestellt in beiden Parlamenten!

O ernste Schau! Da lägen wir, im Haupthaar Erd' und Gräser,
Das Antlig fleckig halbverwest — die r e c h t e n Reichsverweser!
Da lägen wir und sagten aus: Eh' wir verfaulen konnten,
Ist eure Freiheit schon verfault, ihr trefflichen Archonten!

Schon fiel das Korn, das keimend stand, als wir im März starben:
Der Freiheit Märzsaat ward gemäht noch vor den andern Garben!
Ein Mohn im Felde hier und dort entging der Sense Hieben —
O, wär' der Grimm, der rote Grimm, im Lande so geblieben!

Und doch, er blieb! Es ist ein Trost im Schelten uns gekommen:
Zu viel schon hattet ihr erreicht, zu viel ward euch genommen!
Zu viel des Hohns, zu viel der Schmach wird täglich euch geboten:
Euch muß der Grimm geblieben sein — o, glaubt es uns, den Toten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen!
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
Er wartet nur des Augenblicks: dann springt er auf allmächtig,
Gehobnen Armes, wehnden Haars dasteht er wild und prächtig!
Die rost'ge Büchse legt er an, mit Fensterblei geladen:
Die rote Fahne läßt er wehn hoch auf den Barrikaden!
Sie fliegt voran der Bürgerwehr, sie fliegt voran dem Heere —
Die Throne gehn in Flammen auf, die Fürsten flieh'n zum Meere!
Die Adler flieh'n; die Löwen flieh'n; die Klauen und die Zähne! —
Und seine Zukunft bildet selbst das Volk, das souveräne!

Indessen, bis die Stunde schlägt, hat dieses unser Grollen
Euch, die ihr vieles schon versäumt, das Herz ergreifen wollen!
O, steht gerüstet! Seid bereit! O, schafft, daß die Erde,
Darin wir liegen strack und starr, ganz eine freie werde!
Daß fürder der Gedanke nicht uns stören kann im Schlafen:
Sie waren frei: doch wieder jezt — und ewig! — sind sie Sklaven!

Wien.

Wenn wir noch knien könnten, wir lägen auf den Knien;
Wenn wir noch beten könnten, wir beteten für Wien!
Doch lange schon verlernten wir Kniefall und Gebet —
Der Mann ist uns der beste, der gerad' und aufrecht steht!
Die Hand ist uns die liebste, die Schwert und Lanze schwingt!
Der Mund ist uns der frommste, der Schlachtgesänge singt!
Wozu noch bittend winseln? Ihr Männer, ins Gewehr —
Heut ballt man nur die Hände, man faltet sie nicht mehr!
Es ist das Händefalten ein abgenutzt Geschäft —
Die Linke an die Scheide, die rechte Hand ans Hest!
Die Linke an die Gurgel dem Sklaven und dem Schuft!
Die Rechte mit der Klinge ausholend in der Luft!
Ein riesig Schilderheben, ein Ringen wild und kühn —
Das ist zur Weltgeschichte das rechte Flehn für Wien!

Ja, Deutschland, ein Erheben! ja, Deutschland, eine Tat!
Nicht, wo im roten Dolman einhersprengt der Kroat,
Nicht, wo vom Huf der Rosse das Donauufer bebt,
Nicht, wo vom Stephansturme der weiße Rauch sich hebt,
Nicht, wo aus Slavenmörsern die Brandraketen sprüh'n —
Nicht dorthin, ernster Norden, gewaffnet sollst du ziehn!
Nicht dorthin sollst du pilgern zur Hilfe, zum Entsatz —
Allwärts, um Wien zu retten, stehst du an deinem Platz!
Räum' auf im eignen Hause! Räum' auf und halte Stuch —
Den Jellachich zu jagen, wirf d e i n e n Jellachich!
Ein dreister Schlag im Norden ist auch im Süd ein Schlag;
Nach fallen u n s e r Dmüz, und Dmüz raffelt nach!

Der Herbst ist angebrochen, der kalte Winter naht —
 O Deutschland, ein Erheben! O Deutschland, eine Tat!
 Die Eisenbahnen pfeifen, es zuckt der Telegraph —
 Du aber bleibst gelassen, du aber bleibst im Schlaf!
 Beim Todeskampf der Riesin dastehst du wie von Stein —
 Alles, wozu du dich ermannst, ein kläglich Bravoschrein!

Blum.

Vor zweiundvierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrien
 Ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knieen;
 Ein Kind mit breiter, offner Stirn, ein Kind von heller Lunge,
 Ein prächtig Proletariertkind, ein derber Küferjunge.
 Er schrie, daß in der Werkstatt rings des Vaters Tonnen hallten;
 Die Mutter hat mit Lächeln ihn an ihre Brust gehalten;
 An ihrer Brust, auf ihrem Arm hat sie ihn eingefungen: —
 Es ist zu Köln das Wiegenlied des Knaben hell erklingen.

Und heut in diesem selben Köln zum Wehn des Winterwindes
 Und zu der Orgel Brausen schallt das Grablied dieses Kindes.
 Nicht singt die Ueberlebende, die Mutter es dem Sohne:
 Das ganze schmerzbewegte Köln singt es mit festem Tone.
 Es spricht: Du, deren Schoß ihn trug, bleib still auf deiner Kammer!
 Vor deinem Gott, du graues Haupt, ausströme deinen Jammer!
 Auch ich bin seine Mutter, Weib! Ich und noch eine Hohe —
 Ich und die Revolution, die grimme, lichterlose!
 Bleib du daheim mit deinem Schmerz! Wir wahren seine Ehre —
 Des Robert Requiem singt Köln, das revolutionäre!

So redet Köln! Und Orgelsturm entquillt dem Kirchenchore,
 Es stehn die Säulen des Altars umhüllt mit Trauerflöre,
 Die Kerzen werfen matten Schein, die Weihrauchwolken ziehen,
 Und tausend Augen werden naß bei Neukomms Melodien.
 So ehrt die treue Vaterstadt des Tonnenbinders Knaben —
 Ihn, den die Schergen der Gewalt zu Wien gemordet haben,
 Ihn, der sich seinen Lebensweg, den steilen und den rauhen,
 Auf bis zu Frankfurts Parlament mit starker Hand gehauen!
 (Dort auch, was er allstündlich war, ein Backer, kein Verräter!) —
 Was greift ihr zu den Schwertern nicht, ihr Singer und ihr Beter?
 Was werdet ihr Posaunen nicht, ihr eh'rnen Orgeltuben,
 Den Jüngsten Tag ins Ohr zu schrein den Henkern und den Buben?
 Den Henkern, die ihn hingestreckt auf der Brigittenaue —
 Auf festen Knien lag er da im ersten Morgentaue —
 Dann sank er hin — hin in sein Blut — lautlos! — heut vor acht Tagen!
 Zwei Kugeln haben ihm die Brust, eine das Haupt zerfchlagen!
 Ja, r u h i g hat man ihn gemacht: — er liegt in seiner Ruhe!
 So schall' ihm denn ein Requiem, ein Lied der ew'gen Ruhe!
 Ruh' ihm, der uns die Unruh' hat als Erbteil hinterlassen: —
 Wir, als ich heut im Tempel stand in den bewegten Massen,
 Mir war's, als hört ich durch den Sturm der Töne ein Geraune:
 Du, rechte mit der Stunde nicht! die Orgel wird Posaune!
 Er werden, die du singen siehst, das Schwert in Händen tragen —
 Denn nichts als Kampf und wieder Kampf entringt sich diesen Tagen!
 Ein Requiem ist Rache nicht, ein Requiem nicht Sühne —

Bald aber steht die Rächerin auf schwarzbehängner Bühne!
Die duntetrote Rächerin! Mit Blut bespritzt und Zähren,
Wird sie und soll und muß sie sich in Permanenz erklären!
Dann wird ein ander Requiem den toten Opfern klingen —
Du ruffst sie nicht, die Rächerin, doch wird die Zeit sie bringen!
Der a n d e r n Greuel rufen sie! So wird es sich vollenden —
Weh allen, denen schuldlos Blut klebt an den Henkerhänden!

Vor zweiundvierzig Jahren war's, da hat mit Macht geschrien
Ein siebentägig Kölner Kind auf seiner Mutter Knien!
Acht Tage sing's, da lag zu Wien ein blut'ger Mann im Sande —
Heut scholl ihm Neufomms Requiem zu Köln am Rheinesstrande.

Die Revolution.

Und ob ihr sie, ein edel Bild, mit euren Henkersknechten singt,
Und ob ihr unterm Festungswall standrechten die Gefang'nen gingt;
Und ob sie längst der Hügel deckt, auf dessen Grün ums Morgenrot
Die junge Bäurin Kränze legt — d o c h sag' ich euch: Sie ist n i c h t tot!

Und ob ihr von der hohen Stirn das weh'nde Lockenhaar ihr schort;
Und ob ihr zu Genossen ihr den Mörder und den Dieb erkort;
Und ob sie Zuchthauskleider trägt, im Schoß den Napf voll Erbsenbrei;
Und ob sie Berg und Wolle spinnt — d o c h sag' ich kühn euch: Sie ist frei!

Und ob ihr ins Exil sie jagt, von Lande sie zu Lande hehzt;
Und ob sie fremde Herde sucht und stumm sich in die Asche setzt;
Und ob sie wunde Sohlen taucht in ferner Wasserströme Lauf —
D o c h ihre Harfe nimmermehr an Babels Weiden hängt sie auf!

O nein — sie stellt sie vor sich hin; sie schlägt sie trozig, euch zum Troß!
Sie spottet lachend des Exils, wie sie gespottet des Schaffotts!
Sie singt ein Lied, daß ihr entsezt von euren Sesseln euch erhebt;
Daß euch das Herz — das feige Herz, das falsche Herz! — im Leibe bebt!

Kein Klage lied, kein Tränenlied! kein Lied um jeden, der schon fiel;
Noch minder gar ein Lied des Hohns auf das verworfne Zwischenpiel,
Die Bettleroper, die zurzeit ihr plump noch zu agieren wißt,
Wie mottig euer Hermelin, wie faul auch euer Purpur ist!

O nein, was sie den Wassern singt, ist nicht der Schmerz und nicht die Schmach —
Ist Siegeslied, Triumpheslied, Lied von der Zukunft großem Tag!
Der Zukunft, die nicht fern mehr ist! Sie spricht mit dreiftem Prophezein,
So gut wie weiland euer Gott: Ich war, ich bin — ich w e r d e s e i n !

Ich werde sein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich geh'n!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd' ich steh'n!
Befreierin und Rächerin und Richterin, das Schwert entblößt,
Ausrecken den gewalt'gen Arm werd' ich, daß er die Welt erlöst!

Ihr seht mich in den Kerkern bloß, ihr seht mich in der Grube nur,
Ihr seht mich nur als Irrende auf des Exiles dorn'ger Flur —
Ihr Blöden, wohn' ich denn nicht auch, wo eure Macht ein Ende hat:
Bleibt mir nicht hinter jeder Stirn, in jedem Herzen eine Statt?

In jedem Haupt, das trotzig denkt? das hoch und ungebeugt sich trägt?
Ist mein Asyl nicht jede Brust, die menschlich fühlt und menschlich schlägt?
Nicht jede Wertstatt, drin es pocht? nicht jede Hütte, drin es ächzt
Bin ich der Menschheit Odem nicht, die rastlos nach Befreiung lechzt?

Drum werd' ich sein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich geh'n!
Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd' ich steh'n!
's ist der Geschichte ehrnes Muß! Es ist kein Rühmen, ist kein Drohn —
Der Tag wird heiß — wie wehst du kühl, o Weidenlaub von Babylon!

Reveille.

Frisch auf zur Weise von Marseille,
Frisch auf ein Lied mit hellem Ton!
Singt es hinaus als die Reveille
Der neuen Revolution!
Der neuen Revolution!
Der neuen, die mit Schwert und Lanze
Die letzte Fessel bald zerbricht —
Der alten, halben singt es nicht!
Uns gilt die neue nur, die ganze!
Die neue Rebellion!
Die ganze Rebellion!
Marsch, Marsch!
Marsch, Marsch!
Marsch — wär's zum Tod!
Und unsre Fah'n' ist rot!

Der Sommer reißt des Frühlings Saaten,
Drum folgt der Juni auf den März,
O Juni, komm und bring' uns Laten!
Nach frischen Laten lechzt das Herz!
Nach frischen Laten lechzt das Herz!
Laß deine Wolken schwarz sich ballen,
Bring' uns Gewitter Schlag auf Schlag!
Laß in die ungeführte Schmach
Der Rache Donnerkeile fallen!
(Refrain.)

An unsre Brust, an unsre Lippen,
Der Menschheit Farbe, heil'ges Rot!
Wild schlägt das Herz uns an die Rippen —
Fort in den Kampf! Sieg oder Tod!
Fort in den Kampf! Sieg oder Tod!
Hurra, sie sucht des Feindes Degen!
Hurra, die ew'ge Fahne wallt!
Selbst aus der Wunden breitem Spalt
Springt sie verachtend ihm entgegen!
(Refrain.)

Abschiedswort der „Neuen Rheinischen Zeitung“.

Rein offner Hieb in offner Schlacht —
Es fällen die Rücken und Lücken,
Es fällt mich die schleichende Niedertracht
Der schmutzigen Westkalmüden!

Aus dem Dunkel flog der tötende Schaft,
Aus dem Hinterhalt fielen die Streiche —
Und so lieg' ich nun da in meiner Kraft,
Eine stolze Rebellenleiche!

Auf der Lippe den Troß und den zuckenden Hohn,
In der Hand den blitzenden Degen,
Noch im Sterben rufend: „Die Rebellion!“ —
So bin ich mit Ehren erlegen.
O, gern wohl bestreuten mein Grab mit Salz
Der Preuße zusamt dem Zare —
Doch es schicken die Ungarn, es schickt die Pfalz
Drei Salven mir über die Bahre!

Und der arme Mann im zerrissnen Gewand,
Er wirft auf mein Haupt die Schollen!
Er wirft sie hinab mit der fleißigen Hand,
Mit der harten, der schwielenvollen.
Einen Kranz auch bringt er aus Blumen und Mai'n,
Zu ruhn auf meinen Wunden;
Den haben sein Weib und sein Töchterlein
Nach der Arbeit für mich gewunden.

Nun ade, nun ade, du kämpfende Welt!
Nun ade, ihr ringenden Heere!
Nun ade, du pulvergeschwärztes Feld!
Nun ade, ihr Schwerter und Speere!
Nun ade — doch nicht für immer ade!
Denn sie töten den Geist nicht, ihr Brüder!
Bald richt' ich mich rasselnd in die Höh',
Bald fehr' ich reifiger wieder!

Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht,
In des Kampfes Wetter und Flammen,
Wenn das Volk sein letztes „Schuldig!“ spricht,
Dann stehn wir wieder zusammen!
Mit dem Wort, mit dem Schwert, an der Donau, am Rhein
Eine allzeit treue Gefellin
Wird dem Throne zerschmetternden Wolke sein
Die Geächtete, die Rebellin!

Brot.

Wenn am Gestad' und in den Lüften
Sich keine Mühle mehr bewegt;
Wenn müßig weidend auf den Tristen
Der Esel keinen Sack mehr trägt:
Dann, wie ein Wolf am hellen Tage
Kühn tritt der Hunger in das Haus;
Ein Wetter rüstet sich zum Schlage,
Und durch die Luft geht ein Gebraus:
Ihr dämpft den Zornruf, o Despoten,
Des Volkes nicht, das hungernd droht!
Denn die Natur hat ihn geboten,
Den Schrei: Brot! Brot! Brot tut uns not!

Der Hunger kommt vom Dorf gegangen,
Einzieht er durch der Städte Thor;
So haltet ihm doch eure Stangen
Und eure Trommelstöcke vor!
Trotz Pulver und Kartätschenschauer
Rasch wie ein Vogel ist sein Lauf,
Und auf der allerhöchsten Mauer
Pflanzt er sein schwarzes Banner auf.
(Refrain.)

Laßt eure Söldnerhaufen kommen
In gleichem Schritt, mit gleicher Wehr!
Der Scheuer und der Flur genommen,
Hat Waffen auch des Hungers Heer;
Es reißt die Schaufel aus der Scholle,
Die Sense reißt es aus dem Korn;
Sogar des Mädchens Brust, die volle,
Pocht an die Kolbe ihren Zorn.
(Refrain.)

Packt in des Volkes mut'gen Reihen,
Wer Sichel oder Flinte trägt!
Laßt immer das Gerüst uns dräuen,
Auf dem das Beil den Kopf abschlägt!
Hat es, in finst'rer Schauer Mitten,
Hat es, die Luft durchzuckend scheu,
Der Opfer Leben nun zerschnitten,
Dann tut ihr Blut noch jenen Schrei!
(Refrain.)

Brot tut uns not! Brot muß man haben!
Wie Luft und Wasser tut es not!
Wir sind des alten Herrgotts Raben:
Was er uns schuldet, ist das Brot!
Doch seht, die Schuld ist abgetragen:
Er gab uns Land zur Aehrenzucht,
Und kann nicht noch zu allen Tagen
Die Sonne reifen unsre Frucht?
(Refrain.)

Die Welt ist halb noch Wildnis eben —
Und sollte doch aus Korn und Mais
Ein blonder Gürtel sie umgeben
Vom Pol bis an den Wendekreis!
Laßt uns der Erde Schoß zerreißen!
Laßt uns — wir schlugen uns genug! —
Laßt uns des Krieges schneidend Eisen
Verwandeln in den stillen Pflug!
(Refrain.)

Der Kabinette Tun und Lassen,
Was gilt es unserm Bienenschwarm?
Wozu noch für der Fürsten Hassen
Bewaffnen den Zyklopenarm?

Das Volk ein Meer! Vom nackten Herde
Braust es heran und schwillt und droht!
Erbebt — und gebt dem Pflug die Erde,
Und nimmer fehlen wird das Brot!
(Refrain.)

Am Birkenbaum.

Der junge Jäger am Waldrand saß,
Am Waldrand auf der Haar.
Wie Blut schon die Blätter, gebleicht das Gras,
Doch der Himmel sonnig und klar.
Er sprach: die Bracken ziehn sich zur Mähne!
Vergebens mich auf den Fuchs gefreut!
Fern, immer ferner des Hornes Töne —
Kein Schuß mehr fällt aus dem Brandholz heut!

Ob ich nach nur schlendre? Den Teufel auch!
Ich lob' mir im Sonnenschein
Das Eckchen hier am Wacholderstrauch
Und den grauen, moosigen Stein!
Drauf streck ich mich aus, den nehm' ich zum Polster,
An die Buche lehn' ich mein Doppelgewehr!
Und nun aus dem Dichterwinkel der Holster,
Mein Jagdgenosse, mein Byron, komm her! —

Und er nimmt seinen Weidsack und langt sie herfür,
Die ihn öfters begleitete schon,
Die höchst unwürd'ge auf Löschpapier,
Die Zwickauer Edition.
Den „Mazepa“ hat er sich aufgeschlagen:
Muß sehn, ob ich's deutsch nur reimen kann!
Mögen immer die andern lachen und sagen:
Ha, ha, der lateinische Jägersmann!

Er liest — er sinnt — nun schreibt er sich's auf;
Nun scheint er so recht im Fluß —
Da nimmt er vor Freuden den Doppellauf
Und tut in die Luft einen Schuß.
So hat er es lange Stunden getrieben,
Ein närrischer Kauz, ein Stück Poet,
Bis ihm, mit Bleistift flott geschrieben,
Ein saub'rer Anfang im Taschenbuch steht.

Er reibt sich die Hände: — Und nun nach Haus!
Zwei Stunden noch hab' ich zu gehn;
Nur ein einzig mal noch hinab und hinaus
In die Ebene will ich spähn;
Will mir Schimmer und Duft in die Seele saugen,
Daß sie Freude noch und zu zehren hat,
Wenn mir wieder die fernedurstigen Augen
Auf Wochen einengt die graue Stadt.

Da liegt sie finster mit Türmen und Wall,
Die mich lehren soll den Erwerb,
Die mich grämlich sperrt in der Prosa Stall,
Und Dichten heißt Zeitverderb!
Wenn ich manchmal nicht auf den Rappen müßte,
Hätt' ich manchmal nicht einen Jagdtag frei,
Einen Tag, wie heut — Schwerenot, ich wüßte
Keinen Rat meiner heimlichen Reimerici!

Da liegt sie — herbstlicher Duft ihr Kleid —
In der Abendsonne Brand!
Und hinter ihr, endlos, meilenweit,
Das leuchtende Münsterland!
Ein Blitz, wie Silber — das ist die Lippe!
Links hier des Hellwegs goldene Lu!
Und dort zur Rechten, überm Gestrüppe,
Das ist meines Dsnings dämmerndes Blau!

Eine Fläche das! So, denk' ich mir, war
Die Flur, die Mazeppa durchsprengt!!
Oder jene, drauf der russische Zar
Den schwedischen Karl gedrängt!
Zwar — milder und üppiger ist die Börde,
Doch wir haben auch Heidegrund und Moor
Und wilden Busch auf der roten Erde —
Ob auch hier schon wer eine Schlacht verlor?

— So denkt er und hat es laut wohl gesagt;
Da tritt ein Mann auf ihn zu:
Ein Bauer — und wenn ihr mehr noch fragt:
Der Hüter einer Kuh.
Die langen Glieder umhüllt ein schlichter
Leinrock, das bläuliche Auge sticht,
Die Lippe zuckt — so tritt er zum Dichter,
So lächelt er selbstfamlich und spricht:

Guten Abend, Herr! Ob man Schlachten schlug
In der Ebene dort — fürwahr,
Ich hab's nicht erfahren! Lest nach im Buch!
Mich kümmert wenig, was war!
Ich schaue nur aus nach den künftigen Tagen —
So spricht vom Haarstrang der alte Hirt:
Eine Schlacht wohl sah ich dort unten schlagen,
Doch eine, die man erst schlagen wird!

Ich habe sie dreimal mit angesehen!
O, öd ist die Haar bei Nacht!
Ich aber muß auf vom Bette stehn —
Dann hat es mich hergebracht!
Just, Herr, wo ihr steht — just hier auf den Felsen,
Da hat es mich Sträubenden hingestellt!
Und hätt' ich gewandt mich mit hundert Hälßen,
Doch hätt' ich hinabschaun müssen ins Feld!

Und ich sah hinab und ich sah genau —
Da schwammen die Mecker in Blut,
Da hing's an den Lehren, wie roter Tau,
Und der Himmel war eine Glut!
Um die Höfe sah ich die Flamme wehen,
Und die Dörfer brannten wie dürres Gras:
Es war, als hätt' ich die Welt gesehen
Durch Höhrauch oder durch farbig Glas!

Und zwei Heere, zahllos wie Blätter im Busch,
Hieben wild aufeinander ein;
Das eine, mit hellem Trompetentusch,
Zog heran in der Richtung vom Rhein.
Das waren die Völker des Westens, die Freien!
Bis zum Haarweg scholl ihrer Pferde Gewiehr,
Und voraus flog ihren unendlichen Reihen
Im Rauche des Pulvers ein rot Panier!

Rot, Rot, Rot! das einige Rot!
Kein prunkendes Wappen drauf!
Das trieb sie hinein in den jauchzenden Tod,
Das band sie, das hielt sie zuhau!
Das warf sie entgegen den Sklaven aus Osten,
Die, das Banner bestickt mit wildem Getier,
Unabsehbar über die Fläche tosten
Auf das dröhnende, zitternde Kampfvier.

Und ich wußte — doch hat es mir keiner gesagt! —
Das ist die letzte Schlacht,
Die der Osten gegen den Westen wagt
Um den Sieg und um die Macht!
Das ist der Knechtschaft letztes Verenden!
Das ist, wie nie noch ein Würfel fiel,
Aus der Könige kalten, bebenden Händen
Der letzte Wurf in dem alten Spiel!

Denn dies ist die **Schlacht um den Birkenbaum!** —
Und ich sah seinen weißen Stamm,
Und er stand und regte die Blätter kaum,
Denn sie waren schwer und klamm!
Waren klamm vom Blut, das der blutige Reigen
An die zitternden wild in die Höhe gespritzt;
Und so stand er mit traurig hangenden Zweigen,
Von Kartätschen und springenden Bomben umblitzt.

Auf einmal hub er zu säufeln an,
Und ein Licht flog über die Haar —
Und den Osten sah ich geworfen dann
Von des Westens drängender Schar.
Die Zäume verhängt, und die Fahnen zertreten,
Und die Führer zermalmt von der Hufe Wucht,
Und im Nacken der Freiheit Gerichtsttrompeten —
So von dannen jagte die rasende Flucht.

Da! zu uns auch herauf — da — seht ihr sie nicht?
Durch den Hohlweg und über den Stein!
Da! — zum viertenmal nun das gleiche Gesicht
Und der gleiche lodernde Schein! —
Da! — tretet beiseit', daß kein stiegender Zügel,
Daß kein laufender Dolman den Arm euch streift!
Noch des Mannes Haupt, den, hangend im Bügel
Eben jetzt sein Pferd durch den Ginsten schleift!

Da! — es stürzt! — das edelste dieser Schlacht —
Der Geschleifte liegt tot im Farn!
Und über ihn weg nun die wilde Jagd,
Die Lafetten, die Pulverkarrn! —
Wer denkt noch an den? Wer unter den Wagen
Riße den noch hervor? Was Wahre, was Sarg!
Hört, Herr — doch dürft ihr es keinem sagen! —
So stirbt in Europa der letzte Monarch!

Dem jungen Jäger schwirrt' es im Kopf,
Und er tat einen langen Saß.
Und er fluchte: Vermaledeiter Tropf
Und vermaledeiter Platz!
Doch der Alte, kühl wie ein Seher eben,
Sah ihm ruhig nach von des Holzes Saum:
Ja, flucht nur, Herr Junge! Könn't's doch noch erleben!
Seid ja siebenzehn oder achtzehn faum!

Dann pfiß er und zog übers Stoppelfeld —
Noch hat sich das Wort nicht erfüllt!
Doch der Birkenbaum steht ungefällt,
Und zwei Lager heute zerklüften die Welt,
Und ein Hüben, ein Drüben nur gilt!
Schon gab es Geplänkel: doch dauernd schlichten
Wird ein Schlag nur, wie jener, den wachsenden Strauß —
Und dem Jäger kommen die alten Geschichten,
Und er denkt: Schläge dennoch das Volk in Gesichtern
Seines nahenden Welttags Siege voraus?

Erläuterungen.

(Vor der Lektüre der Gedichte im Zusammenhang zu lesen!)

Es hat sich herausgestellt, daß das Verständnis eines großen Teiles der in der vorstehenden Sammlung vereinigten Gedichte auf gewisse Schwierigkeiten stößt. Deshalb haben wir uns entschlossen, der dritten und den folgenden Auflagen dieses Büchleins eine Reihe von Anmerkungen beizugeben. Es ist nicht ihr Zweck, in der üblichen Manier deutscher Gymnasialprofessoren die einzelnen Gedichte „erklärend“ zu zerlegen, und sie durch solche „Zergliederung“ gerade dessen zu berauben, was ihren schönsten Schmuck, ihren intimsten Reiz ausmacht: ihrer frischen, kräftigen, unmittelbar wirkenden Ursprünglichkeit, ihrer so wunderbar stilsichten und stilleinheitlichen inneren wie formellen Geschlossenheit. Die Spuren solcher „Erläuterung“ etwa der griechischen und römischen Klassiker oder Schiller'scher Balladen auf den deutschen Gymnasien schrecken! Hunderttausenden sind auf solche Weise diese herrlichen Werke für ihr ganzes Leben geradezu verfehlt worden! Im Gegensatz zu dieser unsinnigen Methode wollen wir uns in der nachstehenden Skizze im wesentlichen auf eine ganz kurze, anspruchsvolle Erläuterung einiger weniger historischer Vorgänge, sowie solcher geographischen, literarischen und geschichtlichen Vergleiche beschränken, die dem unverständlich bleiben müssen, der nur die „Bildung“ der ebenso jammervollen wie von den Herrschenden hochgepriesenen preußisch-deutschen Volksschule genossen hat.



Im ersten Gedichte dieser Sammlung, dem herrlichen „Die Freiheit! Das Recht!“ wird kaum etwas unverständlich sein. Höchstens das Fremdwort „Nichtdelatoren“ in der vierten Zeile der ersten Strophe. Das Wort Delator stammt aus dem Lateinischen und bedeutet soviel wie Angeber, Spitzel, Verräter. Mit dem Worte „Nichtdelatoren“ sollen also hier diejenigen bezeichnet werden, die sich weigern, zu Verrätern an der heiligen Sache der Freiheit und des Volkes zu werden.

Das zweite Gedicht „Im Irrenhause“ zeigt uns das grauenvolle Schicksal eines Zensors, d. h. des Mannes, dem im vormärzlichen Deutschland die schmachwürdige Aufgabe zufiel, alle Zeitungen, Zeitschriften, alle nicht über 20 Druckbogen starken Preßerzeugnisse vor der Veröffentlichung zu prüfen; der Zensor hatte das Recht, nach bestimmten, ihm von der Regierung gegebenen Instruktionen, alle ihm „staatsgefährlich“ dünkenden Stellen von der Veröffentlichung auszuschließen, die Publizierung ganzer Zeitungsnummern usw. zu verhindern oder auch Blätter und Zeitschriften gleich ein für alle Mal zu verbieten. Freiligrath zeigt uns nun solchen Zensor, wie er im Irrenhause endet und alle von ihm einst gemordeten Gedanken nun mit Macht auf sich einstürmen sieht. Es ist ein tief ergreifendes Gedicht, in dem Freiligrath — nebenbei bemerkt — auch das Schicksal mancher modernen Staatsanwälte und Richter, dieser Nachfahren der Zensoren von einst, prophetisch dargestellt hat. Wir erinnern nur an das tragische aber wahrlich nicht unverdiente Geschick des Frankfurter Staatsanwalts Frehse sozialistengesetzlichen Angedenkens, den die Erinnerung an seine Opfer schließlich in Wahnsinn hineintrieb, wir erinnern auch an den berüchtigten Berliner Landgerichtsrat Brausewetter, der anfangs der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts durch seine Schreckensurteile gegen Sozialdemokraten ebensolches Aufsehen erregte, wie durch seine tollen

Aussprüche, von denen einer „Die Deffentlichkeit existiert nicht“, fast zum geflügelten Worte geworden ist; auch er endete im Irrenhause . . .

Von schwer verständlichen Wendungen kommt hier nur die Schlußzeile der ersten Strophe in Betracht: „Macbeth“ ist ein Trauerspiel des englischen Dichters Shakespeare (1564—1616); Banquo war von Macbeth ermordet worden und sein Geist erscheint ihm nun — wie dem Zensor die von ihm gemordeten freien Gedanken erscheinen.

Das dritte Gedicht: „Wann?“ (in den beiden ersten Auflagen stand es am Schlusse der Sammlung) spinnt den Gedanken vom Zensor weiter. Auch heute, mehr als 66 Jahre nach Niederschrift dieses Gedichts, ist der Moment leider noch nicht gekommen, wo seine Schlußworte zur Wahrheit geworden sind: „Kein deutscher Mann, kein Mann von Ehre, will Zensor fürder sein!“ Zum Amt politischer Staatsanwälte, die zwar nicht mehr Vorzensur, aber desto eifriger Nachzensur treiben, geben sich immer noch nur allzu viele deutsche Männer her!

Das folgende Gedicht: „Aus dem schlesischen Gebirge“ bedarf keines Kommentars. Es wirkt in seiner tief ergreifenden Schlichtheit ohne jede Erläuterung am besten. Von Seiten des Verlages wurde an Stelle des Gedichtes „Vom Harze“ von der fünften Auflage an das Gedicht „Schwarz-Rot-Gold“ vielfachen Wünschen entsprechend eingefügt.

Dagegen verlangt das Gedicht „Hamlet“ einige erklärende Worte. Hamlet ist ein Stück von Shakespeare, dem schon genannten englischen Dichter. Der Held dieses Dramas, der dänische Prinz Hamlet, ist ein Mann, der über tief-sinnigem Grübeln nie zur befreienden Tat kommt. Ein intelligenter Schwächling, der sich der großen, ihm vom Schicksal gestellten Aufgabe in keiner Weise gewachsen zeigt und darüber in Verzweiflung gerät: „Die Zeit ist aus den Fugen! Schmach und Gram, daß ich zur Welt, sie einzurenken kam!“ So ruft er einmal aus. Was ist seine Aufgabe? Hamlets Vater ist ermordet worden, vom eigenen Bruder und der eigenen Gattin, des Bruders Buhlin. Der Mörder hat sich die Krone des Reiches aufs Haupt gesetzt. Da erscheint des Getöteten Geist dem Sohne und verlangt Rache. Aber vor lauter Wanken und Schwanken, Zagen und Zaudern kommt Hamlet nicht zur Tat; er kann nur denken, aber nicht handeln, auf der hohen Schule zu Wittenberg hat der „gelehrte Berg“, den er endlos spann, ihm die frische Farbe der Entschließung aus den Wangen getrieben, und „von des Gedankens Blässe angekränelt“, schaut er nun aus trüben Augen bangend auf seine Mission. „Hält Monologe (Selbstgespräche) lang und breit und bringt in Verse seinen Groll . . .“

Ist es nicht ein genialer Gedanke Freiligraths gewesen, zu diesem „alten Träumer“, diesem „ew'gen Zauderer und Säumer“ Deutschland in Parallele (Vergleich) zu stellen? Während England und Frankreich ihre Revolutionen in der harten Welt der sozialen und politischen Wirklichkeiten ausfochten, hatte unser Deutschland seine revolutionären Schlachten nur in den luftigen Höhen der Philosophie, auf den Gefilden der Dichtkunst geschlagen. Hatten die Engländer ihren Cromwell, die Franzosen ihren Marat und Robespierre, die großen politischen Revolutionäre der Tat, so hatten wir Deutschen unsere Lessing, Schiller, Kant und Fichte, die Revolutionäre des Gedankens. Gerade wir sind ganz gewiß die letzten, die die gewaltige, weit über Deutschlands Grenzen hinaus wirkungsvolle Bedeutung der von diesen Männern getragenen Gedankenrevolution unterschätzen — aber ebensowenig darf verkannt werden, daß sich leider nur allzu lange die ganze revolutionäre Latkraft der Deutschen in dieser reinen Gedankenrevolution erschöpft hat, daß, nachdem alle die Monologe, Verse und das ganze Arsenal von Spott verschossen worden, im Moment, da es die Tat, das Handeln galt, wenig mehr übrig geblieben war . . .

Dies der Grundgedanke des Gedichts! Was die eine oder andere vielleicht schwer verständliche Einzelheit betrifft, so sei noch erwähnt, daß in Shakespeares Stück der Dänenprinz Hamlet, in der Meinung, den königlichen Mörder seines Vaters vor sich zu haben, einmal einen unbeträchtlichen Hösling namens Polonius ersticht. Das stellt Freiligrath in Parallele zu dem Attentat des deutschen Studenten Sand gegen den die deutschen Universtitäten beschneißelnden russischen Spitzel Kozebue; ein Werkzeug der Schuldigen fällt hier wie dort: die eigentlich Schuldigen selbst aber gehen frei aus. — Fortinbras, der im „Hamlet“ schließlich „klirend einzieht, das Reich zu erben“, nachdem der Held an seiner Aufgabe zugrunde gegangen, ist ein norwegischer Prinz; die nordische Macht aber, die von der Halbheit und Schwächlichkeit der deutschen Revolution den Vorteil ziehen muß, wird nicht Norwegen, sondern das erzkreaktionäre Rußland sein. „Oh' rasselnd naht ein nordisch Heer — ich zweifle sehr, daß diesmal es aus Norweg käme!“ Der vom Dichter dann noch genannte Laertes, der den Prinzen Hamlet mit französischem Papier vergiftet, ist ein Sohn des schon erwähnten Höslings Polonius.

Damit dürften die wichtigsten geschichtlichen Parallelen in dem wunderbaren Gedichte erklärt sein. Wer es nun noch einmal liest, wird doppelt gepackt werden von der Treffsicherheit und poetischen Kraft dieses gerade in seiner konzentrierten Knappheit so wüchtig wirkenden Vergleichs zwischen dem unglücklichen Hamlet und „dem alten Träumer, dem ew'gen Zauderer und Säumer“ Deutschland, das aber schließlich der Dichter doch nicht schelten will. „Bin ich doch selbst ein Stück von dir!“ —

Es folgt das frische kleine Gedicht „Wisperwind“. In ihm finden wir ein besonders hübsches Beispiel der bezeichnenden Gewohnheit des Dichters, Dinge der Natur, wie Meere, Flüsse, Winde, in Vergleich zu stellen zu Dingen und Vorgängen, sei es des persönlichen, sei es des sozialen und politischen Lebens. So hatte Freiligrath einst, als er „die rote Erde für die gelbe“ gewählt hatte (wir verweisen auf die Einleitung zu diesem Büchlein), gejubelt:

„Zum Teufel die Kamele,
 Zum Teufel auch die Leu'n!
 Es rauscht durch meine Seele
 Der freie deutsche Rhein!“

So hat er, um auch ein Beispiel einer etwas anderen Gattung hier anzuführen, kurz darauf das Rheintal mit einem „Römer“ (Weinbecher) verglichen, so vergleicht er jetzt den Wind der Wisper mit dem frischen Wehen, das seit etwa der Mitte der vierziger Jahre im öffentlichen Leben Deutschlands „sich aufgemacht“ hatte, und das bald zu dem Orkan von 1848 anschwellen sollte, jenem Orkan, der — leider nur für allzu kurze Zeit — Deutschland reinfegte von all' dem alten Plunder und Gerümpel des Vormärz. Die Wisper ist ein kleiner rechtsseitiger Nebenfluß des Mittelrheins, der auf der Strecke zwischen Mainz und Koblenz (der, um die rechte Uferseite selbst zu bezeichnen, auf der Strecke zwischen Kastell und Ehrenbreitstein) in den Strom mündet. „Schloß Rheinstein und Johannisberg“, die der Wind der Wisper „trogig anfährt“, sind stromaufwärts gelegene rheinische Herrensitze; von den Hügeln des Schlosses Johannisberg stammt der berühmte Johannisberger Wein, Schloß Rheinstein gehört jetzt einem hohenzollernschen Prinzen, der den herrlich gelegenen Sitz aber nur äußerst selten besucht. Ebenso selten, wie etwa Wilhelm II. selbst sein Schloß Stolzenfels am Rhein. Nebenbei: oft ist uns der Gedanke gekommen: wie könnten diese Schlösser und viele Duzende von anderen hohenzollernschen Schlössern (in den von der Natur am reichsten gesegneten Gefilden Deutschlands!) im Dienste tauender Erholungsbedürftiger verwandt werden, wären sie nicht im Privatbesitz nur einer Familie. Aber so will's einmal unsere „göttliche“ Staatsordnung . . .

Doch zurück zum „Wisperwind“. Das reizende kleine Gedicht, über dem es ebenso wie über manchen anderen Gedichten des „Glaubensbekenntnis“ (die wir in diese Sammlung leider nicht aufnehmen konnten), bei allem hehren Ernst der Tendenz flimmernd und glitzernd ausgegossen liegt wie lauter heitere Rheinromantik, gehört in seiner tapfer-troztigen Fröhlichkeit nach unserem Empfinden zu den besten Sachen Freiligraths. — In der Tat braust übrigens aus dem „Wisperloch“, das bei Borch in das große Rheintal mündet, jeden Morgen ein überaus kräftiger Wind, — eine Erscheinung, die heute noch jeder Rheinreisende beobachten kann; gar mancher schon hat diesem berühmten „Wisperwinde“ einen soliden Schnupfen und Halskatarrh zu danken gehabt, wenn er sich ihm allzu ungeführt aussetzte. Auch andere Dichter hat die merkwürdige Erscheinung dieses Wisperwindes schon zu Versen angeregt; so Emil Rittershaus, den bekannten Rheinsänger und Freund Freiligraths, der einmal, in einem Erinnerungspoem an unseren Dichter, jubelt:

„Frühstund am Rhein! Im Maienhauch kam's von der Lorelei gezogen;
Mit Saufen und mit Pfeifen kam's vom Wispertal herangeflogen.
Der Wisperwind, er blies beiseit' den Nebel, der im Tale rauchte,
Daß gold'ne Sommerherrlichkeit in Gluten Strom und Berge tauchte.
Hurra! Das war der Wisperwind, der wach schon vor dem Morgenrote,
Der Nebelstünd, der Sonnenfreund, des Rheingaus erster Frühlingsbote!
In eines Dichters Seele drang der Rheingeist auf gewalt'gen Schwingen
Und ließ den hellen Sängermund der Freiheit helles Credo singen.“

Credo bedeutet so viel wie Glaubensbekenntnis und ist hier eine Anspielung auf Freiligraths so betitelte erste politische Gedichtsammlung, in der auch „Wisperwind“ steht. — Deßtrich ist gleichfalls ein Ort am Rhein; das schon erwähnte Schloß Johannisberg ist, wie hier noch nachgetragen sei, Eigentum der Familie Metternich; in Freiligraths Tagen gehörte es dem Chef der europäischen Reaktion, dem allmächtigen Wiener Fürsten Metternich; dessen Besitz also fährt der Wisperwind trotzig an . . .

Nun wird auch dies reizende kleine Gedicht leicht verstanden werden — die Kraft des Dichters, in schlagkräftigen Vergleichen das plastisch und bildkräftig herauszugreifen, worauf es ihm ankommt, hat sich selten so herrlich offenbart, wie in „Hamlet“ und im „Wisperwind“. Die beiden kleinen Gedichte sind direkt Schulbeispiele für diese gerade unsern Dichter besonders auszeichnende und für ihn charakteristische Art. — Der Ausdruck „Ferg“, der im „Wisperwind“ vorkommt, bedeutet so viel wie Fährmann, Nachenführer.

☆

Alle bisher kurz besprochenen Gedichte gehören der Sammlung „Glaubensbekenntnis“ an. Wir kommen im Folgenden nun zu denen, die dem „Ca ira“ (französisch = „S' wird schon geh'n!") entnommen sind. Das erste Gedicht „Vor der Fahrt“ ist ohne weiteres verständlich; erwähnt mag nur sein, daß die Namen Kosciuszko, Washington, Franklin und Lafayette die Namen berühmter Revolutionäre anderer Länder sind, auf deren historische Rolle im Einzelnen einzugehen hier natürlich viel zu weit führen würde.

Das im Flusse seiner wuchtigen Strophen majestätisch daherrrollende und dahergrollende Gedicht „Cispalast“ entnimmt seinen Stoff einer politischen Fabel des berühmten sozialistischen Utopisten Thomas Morus, der von 1478 bis 1536 lebte und über den man näheres in Karl Rautkths prächtigem Buch „Thomas Morus und seine Utopie“ nachlesen mag. — „Von unten auf!“ ist eines der herrlichsten, kraftvollsten Gedichte Freiligraths, zugleich dasjenige, in dem neben dem politisch-revolutionären Element zum ersten Male in voller Stärke das proletarische, sozial-revolutionäre Klassenbewußtsein sich durchringt. Wie packend, wie gewaltig ist der ganze klassende Klassen Gegensatz der kapitalistischen Weltordnung erfaßt in der Gegenüberstellung; hier der König (Friedrich

Wilhelm IV.), der auf dem schmucken Rheindampfer lustwandelt „als wie auf Sanssoucis (des bekannten bei Potsdam gelegenen Schlosses) Parkett“, der „der Berge freies Wehen“ einschlüpft, während „unter all' der Nettigkeit und unter all' der schwimmenden Pracht“ der Proletariermaschinist in Ruß und Feuersglut schafft und schufstet, er, der „dieses Glanzes Seele“ ist, ohne dessen unermüdete Arbeit die ganze Herrlichkeit auch nicht eine Stunde lang existieren könnte! Wer von uns wäre nicht schon im Tiefsten hingerissen worden, wessen Herz hätte nicht schon in gewaltigen Schlägen gepocht, wessen Blut wäre nicht schon in schnellerem Rhythmus durch die Adern gekreist, wenn er die Verse las:

„ . . Tief unten aber, in der Nacht und in der Arbeit dunkeln Schoß,
Tief unten, von der Not gespornt, da schür' und schmied' i ch mir mein Los!
Nicht meines nur, auch deines, Herr! Wer hält die Räder dir im Takt,
Wenn nicht mit schwielenharter Faust der Heizer seine Eisen packt?
Du bist viel weniger ein Zeus, als ich, o König, ein Titan!
Beherrscht' ich nicht, auf dem du gehst, den allzeit kochenden Vulkan?
Es liegt an mir: — ein Ruck von mir, ein Schlag von mir zu dieser Frist,
Und siehe, das Gebäude stürzt, von welchem du die Spitze bist!
Der Boden birst, aufschlägt die Glut und sprengt dich krachend in die Luft!
Wir aber steigen feuerfest aufwärts ans Licht aus unsrer Gruft!
Wir sind die Kraft! Wir hämmern jung das alte morsche Ding, den Staat,
Die wir von Gottes Zorne sind bis jetzt das Proletariat!“

In diesen knappen Worten liegt der ganze Sozialismus beschlossen! Das Erfurter Programm zusammengedrängt in den Raum dreier kurzer Strophen! Diese ganze entschlossene Siegesgewißheit, die ganze frohe, stolze Zukunftshoffnung des sozialistischen Proletariats, klirrend jubelt sie uns aus diesen Versen entgegen! Doch: „Heut, zornig Element, noch nicht!“ Noch ist es nicht soweit! Aber an uns liegt's, das Kommen des großen Tages zu beschleunigen, da die Zeit erfüllt sein wird, da „über den tosenden Strom der Zeit zum Siegesfest der neue Sankt Christophorus, der Heiland Geist sich tragen läßt!“ Sich tragen läßt auf den breiten und starken Schultern des siegreichen Proletariats!

Von einzelnen schwer verständlichen Ausdrücken des Gedichts seien die folgenden kurz erläutert: Zeus war der höchste der Götter des alten Griechenland; mit ihm will der Dichter den König nicht vergleichen, wohl aber den Proletariermaschinisten mit einem Titanen; die Titanen waren ein kraftvolles Geschlecht griechischer Urgötter, die vom Zorn der göttlichen Machthaber späterer Zeiten (eben des Zeus und der Seinen) in die Unterwelt verbannt wurden. — Mit Christophorus wird dann das moderne Proletariat verglichen; Christophorus ist jene Gestalt aus der katholischen Sagenwelt, die den wieder zum Kinde gewordenen Christus über den reißenden Rhein trug. — Endlich sei erwähnt, daß Biebrich und Kapellen Orte am Rhein sind; das Schloß Stolzenfels erwähnten wir oben schon in einem anderen Zusammenhange.

Das Gedicht „Wie man's macht!“ ist in seiner derb zupackenden Ursprünglichkeit ohne weiteres verständlich; daß mit seinem Abdruck nicht etwa beabsichtigt ist, zu dem gleichen Vorgehen, wie Freiligrath es hier schildert, „aufzureizen“, sei übereifrigen Staatsanwälten zur Beruhigung ausdrücklich betont; anderen Menschen gegenüber wäre solche Betonung natürlich völlig überflüssig. Die Kämpfe der künftigen sozialistischen Revolution werden sich in wesentlich anderen Formen abspielen, als der Dichter sie uns hier so überaus anschaulich vor Augen führt. Das Gedicht ist nicht eine Vorahnung der kommenden proletarischen Revolution, sondern eine prophetische Schilderung einer Episode aus der zwei Jahre nach seiner Niederschrift ausgebrochenen, jetzt also längst hinter uns liegenden deutschen bürgerlichen Revolution; wir meinen den Berliner Zeughaussturm vom 14. Juni 1848, der — neben wesentlich verschiedenen

— auch manche Züge aufweist, ähnlich denen, wie sie uns in Freiligraths Gedicht hier entgegentreten. Aber der Grundgedanke des Gedichts, daß die Brüder in der Bluse und die Brüder im vom Volk bezahlten „Rock des Königs“ eines sind, daß die im bunten Rock Steckenden Fleisch von unserm Fleisch und Bein von unserm Bein sind — dieser Grundgedanke: „Wir sind mit euch! Denn wir sind ihr und ihr seid wir!“ ist auch heute noch so wahr, wie er es nur jemals war, und je mehr die Herrschenden mit dem frevelhaft-verbrecherischen Gedanken spielen, die Armee aufzubieten gegen das friedlich um Licht und Luft ringende Proletariat, den „inneren Feind“, desto notwendiger wird auf der anderen Seite die scharfe Betonung, daß Armee und Volk, wie sie stets auseinander hervorgehen, auch eines sind, eine untrennbare Einheit, und daß letzten Endes sich auch hier das Blut als dicker erweisen wird als das Wasser oder die Tinte noch so vieler Armeebefehle . . .

In dem Gedicht wird an die „Geusen“ erinnert. Das waren niederländische „Edle“, die im Laufe des 16. Jahrhunderts gegen die spanische Gewaltherrschaft kämpften. Ihre Gegner hatten sie spöttisch „Geusen“-Bettler genannt, ein Schimpfname, den sie dann als Ehrennamen selbst gebrauchten. Etwa wie wir Sozialdemokraten uns auch gelegentlich „Elende“, „vaterlandslose Gefellen“ oder „eine Rotte von Menschen“ nennen, „die nicht wert ist, den Namen Deutsche zu tragen“ . . . Den Geusen, den „Bettlern nur zum Staat“, werden von Freiligrath die wirklich Armen unserer Tage entgegengestellt. — Das Wort „Choc“ bedeutet soviel wie „Vorwärts zum Angriff“ — es war früher ein bei der Reiterei gebräuchliches Kommandowort.

In dem Gedicht „Freie Presse“, in dem uns des Dichters kolossale Anschaulichkeit das Gieseln der Kugeln gleichsam prasseln hören läßt, sind wohl nur einzelne druckereitechnische Ausdrücke dem großen Publikum unverständlich: Perl, Diamant, Kolonel, Korpus, Antiqua und Fraktur sind Bezeichnungen für verschiedene Arten der bleiernen Schriftzeichen, die zum Setzen von Büchern oder Zeitungen verwandt werden; Dffizin ist ein anderer bei den Buchdruckern üblicher Ausdruck für eine Druckerei-Werkstätte; Winkelhafen ist das kleine Instrument, in dem der Handsetzer (im Gegensatz zum heutigen Maschinensetzer) die einzelnen bleiernen Buchstaben zu Zeilen und Absätzen geordnet aneinanderreicht.

Das letzte Gedicht aus „Ca ira“ ist „Springer“; hier vergleicht der Dichter in anmutiger Weise seinen Kampf mit der Reaktion mit einem Schachwurf. Er selbst ist der Springer (eine Schachfigur). Von der Schelde, dem belgischen Strom, ist er zur Limmat, dem Flusse, der Zürich durchfließt, getrieben worden. Doch auch dort ist seines Weilens nicht lange. Welches von den danach genannten Asylen der Dichter schließlich aufgesucht hat, möge der Leser in der Einleitung zu diesem Heftchen nachschlagen. Der Freund, der Freiligrath von „des Ohio lust'gen Wiesen“ die Hand entgegenstreckt, ist der amerikanische Dichter Longfellow, von dem Freiligrath manche Gedichte ins Deutsche übertragen hat.

Prächtig ist in ihrem sieges sicheren Witz die Schlüsselpointe des kleinen Gedichts, die wieder dem Schachspiel entnommen ist: Matt werden (d. h. die Schlacht verlieren) kann nur der König! der König als Figur des Schachspiels und — der König von Preußen!



Wir kommen nunmehr zu den Gedichten, die wir den beiden Heften der „Neueren politischen und sozialen Gedichte“ entnommen haben. In dem ersten, „Requiescat“, ist wohl nur die Ueberschrift unverständlich; sie ist lateinisch und bedeutet so viel wie „Er ruhe sanft!“ Im übrigen möge das tief und schön empfundene Gedicht durch sich selbst wirken. — Von „Ireland“ sind einige Ausdrücke kurz zu erklären: der Name Paddy, ursprünglich der Name des irischen Schutzheiligen, wird zur Bezeichnung der ganzen

Nation etwa in demselben Sinne gebraucht wie John Bull für die Engländer oder Michel für die Deutschen. Connaught und Leinster sind irische Provinzen; Niobe ist eine tief ergreifende Gestalt aus der Sagenwelt des alten Griechenland; Götter töteten vor ihren Augen die große Schar ihrer blühenden Kinder. Der Vergleich mit Irland, „der Niobe der Nationen“, ergibt sich aus dem Gedichte dann ganz von selbst. Die Leser sehen, daß Freiligrath oft Vergleiche aus der griechischen Sagenwelt zur Illustrierung herangezogen hat! Erin ist der alte (keltische) Name für Irland, Shamrock ist eine fleerartige Pflanze, Byron ist der anfangs des 19. Jahrhunderts lebende berühmte englische Dichter, „Harold“ das seiner Werke, das seinen Ruhm auf die Höhe seiner Zeit hob.

Das ergreifende, vom tiefsten sozialen Mitgefühl des Dichters zeugende „Lied vom Hemde“ bedarf keiner Erläuterung. —

Es folgt nun eine Reihe herrlicher Gedichte, in denen Freiligrath den Gang der Revolution von 1848/49 begleitet hat — angefangen vom „Im Hochland fiel der erste Schuß“ bis zum „Abschiedswort der Neuen Rheinischen Zeitung“. Jedes einzelne dieser Gedichte ist voll von Anspielungen auf die revolutionären Kämpfe jener bewegten Zeit. Es würde natürlich den uns hier zur Verfügung stehenden Raum um ein Vielfaches übersteigen, wollten wir auch nur den schüchternsten Versuch machen, in noch so abgekürzter Weise hier alle diese Vorgänge in ihrem geschichtlichen Zusammenhange zu skizzieren, die historische Bedeutung jedes vorkommenden Namens auseinanderzusetzen. Aber andererseits sind die Gedichte ohne eine wenigstens oberflächliche Kenntnis jener großen Ereignisse in der Tat nur schwer zu verstehen. Es bleibt uns unter solchen Umständen leider nichts anderes übrig, als die Leser auf die hier in Betracht kommende Parteiliteratur zu verweisen. Wer kurz und knapp orientiert sein will, lese vor allem die beiden prächtigen kleinen Schriften unseres unvergeßlichen „Alten“ Wilhelm Liebknechts „Zum 18. März und Verwandtes“ und „Zum Jubeljahre der Märzrevolution“, die für wenig Geld beide durch jede Parteiluchhandlung, jeden Kolporteur, jeden Austräger unserer Parteiblätter zu beziehen sind. Wer tiefer in die Dinge eindringen will, greife zu Liebknechts Buch „Robert Blum und seine Zeit“, zu der „Geschichte der deutschen Revolution“ von Wilhelm Bloß, die für diesen Zweck garnicht genug empfohlen werden kann, zu dem ersten Bande von Bernsteins „Geschichte der Berliner Arbeiterbewegung“ und zu den sehr instruktiven Kapiteln im zweiten Bande von Mehrings „Geschichte der deutschen Sozialdemokratie“. Auch alle diese Bücher sind direkt oder indirekt (durch Kolporteurs und Austräger) von jeder Parteiluchhandlung zu haben. Es sollte uns herzlich freuen, wenn diese Aufforderung und die Lektüre der in unserem Heftchen vereinigten Gedichte Freiligraths in recht vielen Lesern den Appetit rege machten zum Studium der angegebenen Schriften; jeder wird reichen Gewinn daraus ziehen!

An dieser Stelle müssen wir uns also notgedrungen auf die Erläuterungen einiger unverständlicher Ausdrücke, die Uebersetzung etlicher fremdsprachlicher Ausdrücke und ähnliches beschränken. Fangen wir an mit „Im Hochland fiel der erste Schuß!“ Da ist im zweiten Verse von „Szylla und Charybdis“ die Rede; diese Bezeichnungen sind wieder der griechischen Sage entnommen. Charybdis ist ein furchtbarer Meereschlund, Szylla ein Meerungeheuer. Beide drohten allen Schiffern, die in ihre Nähe kamen, sicheres Verderben. Daß Vesuv und Aetna zwei vulkanische („feuerpeiende“) Berge in Italien sind, wird den meisten Lesern bekannt sein. Der „Michel“ soll hier natürlich den Zaren Nikolaus bedeuten — es war damals der erste dieses Namens —, der aber genau so wenig taugte wie Nummer zwei! „Mourir pour la patrie“ heißt: laßt uns sterben fürs Vaterland — hier soviel wie laßt uns sterben für die Befreiung des Vaterlandes! „Ca ira“ ist der schon erwähnte revolutionäre Kampfruf: 's wird schon gehen! St. Antoin ist eine Arbeiter-

vorstadt von Paris, Guizot war ein Minister des gestürzten monarchischen Regimes in Frankreich. Vive la réforme! Le système à bas!“ — Es lebe die Reform! Nieder mit dem monarchischen System! Die „Birne“ wurde der fortgejagte französische Bürgerkönig Louis Philipp wegen der sonderbaren birnenartigen Form seines gottes-gnädlichen Kopfes genannt. Endlich, „Allons enfants“ — die Anfangsworte der französischen Marfeillaise — heißt etwa „Vorwärts, Jungen, drauf und dran!“

Aus „Die Republik“ sei nur der Refrain (die immer wiederkehrende Schlußzeile „Vive la république“ verdeutscht: Es lebe die Republik!

Die genannten beiden Gedichte lassen uns in Ton und Versmaß ganz hinabtauchen in den atemraubenden Jubel der ersten Revolutionswochen des herrlichen „tollen“ Jahres. Jede Silbe ist hier ein hastiger Freudenstreich! Wie die Ereignisse sich überstürzten, so überstürzt sich auch der Dichter:

„Das war ein Sieg aus einem Stück!
Das war ein Wurf! Die Republik!
Und Alles in drei Tagen!
Die Republik, die Republik!
Ankeuchten die Berichte!
Ein Atemzug, ein Wink, ein Blick —
Ein Handumdrehn — die Republik!
So dichtet die Geschichte!“

Erleben wir die Spannung, den die Brust schwellenden Jubel dieser großen Tage nicht förmlich mit, wenn wir solche Verse lesen?

Das (wie zur Erläuterung des Schlusses gesagt sei), noch vor des Dichters Abreise nach dem deutschen revolutionären Kampfschauplatz in London geschriebene Gedicht „Berlin“ bedarf, von den geschichtlichen Erklärungen abgesehen, die die obengenannten Schriften geben müssen, keiner Erläuterung, in dem wichtigen „Lied vom Tode“ sei nur das Fremdwort nivellieren erklärt: es bedeutet soviel wie gleichmachen. Auf das trotzig-tapfere „Troß alle dem“, mit seinem jubelnden, heute zum proletarischen Schlachtrufe gewordenen „Unser die Welt trotz alledem!“ am Schlusse, folgt dann „Die Toten an die Lebenden“; wäre von Freiligrath nichts anderes erhalten geblieben als nur dies eine Gedicht, es würde genügen, ihm die Unsterblichkeit zu sichern. Gewaltigeres ist nie, in keiner Sprache der Welt geschrieben worden. Sprühend im roten Grimm, der geboren ist aus heiliger Liebe, flirrend im Eisenpanzer der rächenden Revolution, in jedem einzelnen Verse den heißesten Hauch lodernnden Zornes ausstoßend, feueratmend in jeder Silbe, in jubelndem Zorn das Schwert der Befreiung in der nervigen Rechten schwingend: so steht dieses Gedicht vor uns — ein Denkmal dauernder als Stein und Erz! Ein Denkmal, das der Dichter sich selbst gesetzt hat und ein Denkmal von so einzigartiger Kraft, von so stolzer Schönheit, wie es noch keiner Revolution der Weltgeschichte je gesetzt worden ist! Wessen Sprache wäre reich genug, die ganze quellende Fülle dieses Gedichts auszuschöpfen! Wer vermöchte ganz die gewaltige poetische Stärke, die enorme bildnerische Kraft, zu erfassen, die — um nur dies Eine herauszugreifen — in der Personifizierung des Grimmes liegt:

„Er wartet nur des Augenblicks; dann springt er auf allmächtig!
Erhobenen Armes, mehenden Haares, daftet er, wild und prächtig!
Die rost'ge Büchse legt er an, mit Fensterblei geladen,
Die rote Fahne läßt er wehn hoch auf den Barrikaden!“

Wer wäre im Stande, würdig zu schildern die ganze markzerwühlende Furchtbarkeit des Fluches, den der Dichter in weißglühender Leidenschaft da dem Preußenkönig entgegenschleudert! Immer, in jeder Minute seines Despotendaseins, soll dem Hohenzollern die Schmerzgebärde der von seiner Soldateska freventlich Ermordeten vor Augen stehen:

„Daß er sie sehe, Tag und Nacht, im Wachen und im Traume —
 Im Deffnen seines Bibelbuchs wie im Champagnerfchaume!
 Daß wie ein Brandmal sie sich tief in seine Seele brenne:
 Daß nirgendwo und nimmermehr er vor ihr fliehen könne!
 Daß jeder qualverzog'ne Mund, daß jede rote Wunde
 Ihn schrecke noch, ihn ängst'ge noch in seiner letzten Stunde!
 Daß jedes Schluchzen um uns her dem Sterbenden noch schalle,
 Daß jede tote Faust sich noch nach seinem Haupte ballt —
 Mög' er das Haupt nun auf ein Bett, wie and're Leute pflegen,
 Mög' er es auf ein Blutgerüst zum letzten Amen legen!“

Solche Verse bespricht man nicht, man läßt sie in stiller Andacht auf sich wirken, wie die Größe eines überwältigenden Naturereignisses . . .

Sollte übrigens Freiligrath, als er diese Verse schrieb, das furchtbare Ende des bekanntlich auch im Wahnsinn zugrunde gegangenen Königs, des preußischen Oberzensors, vorausgeahnt haben?

In Fremdwörtern seien aus dem Gedichte nur die Ausdrücke „Bendee“ und „Archonten“ erklärt; das erste Wort (französisch) bedeutet soviel wie reaktionäre, finstere Provinzmassen; diese hatten in der großen französischen Revolution ihre verhängnisvolle Rolle gespielt und spielten die gleiche Rolle nun in der deutschen Revolution. — „Archonten“ stammt aus dem Griechischen und ist gleichbedeutend mit Vertrauensmännern, die das Volk zur Verwaltung seiner Geschäfte bestimmt hat.

Zum Verständnis der beiden folgenden Gedichte „Wien“ und „Blum“ müssen wir wieder besonders auf Liebtnechts schon genannte Schrift über Robert Blum und seine Zeit verweisen. In Fremdwörtern seien aus dem zweiten dieser Gedichte nur die Ausdrücke „Sich in Permanenz erklären“ und „Requiem“ verdeutscht. Das letztgenannte Wort heißt so viel wie kirchliches, besonders katholisches, Gedächtnisamt mit Orgelmusik. „Permanenz“ bedeutet Dauer; „Sich in Permanenz erklären“ also sich für eine längere Frist als stehende Einrichtung erklären; so erklärten sich wiederholt in kritischen Zeiten Ausschüsse, Parlamente „in Permanenz“, d. h. sie gingen nicht nach der einzelnen Sitzung auseinander, sie blieben für lange Fristen ununterbrochen in Wirksamkeit. Hier wird der Ausdruck von der Revolution gebraucht. — Aus dem Gedicht „Wien“ sei der Ausdruck „Dolman“ erklärt, der auch später im „Birkenbaum“ vorkommt; er stammt aus dem Türkischen und bezeichnet die früher getragene schnurbefestigte Jacke der Husaren. Der „Stephansturm“ ist das bekannte Wahrzeichen Wiens.

Das nun folgende grandiose Troß- und Siegeslied „Die Revolution“ ist so sehr zum Gemeingut des klassenbewußten deutschen Proletariats geworden, daß wir auf jede Erläuterung verzichten dürfen. Nur die eine Bemerkung möchten wir machen: wie schlechtweg unerforschlich muß die revolutionäre Siegeszuversicht Freiligraths gewesen sein, wenn er mitten in den wüthendsten Orgien der siegreichen Gegenrevolution den Machthabern dieses Troßlied ins feige, falsche Antlitz schleudern konnte! Dies Gedicht mit seinen in dem hellen, klingenden Jubel des sicheren Zukunftssieges machtvoll und plastisch sich steigenden Strophen der Prophezeiung:

„— — — Ich war, ich bin, ich werde sein!
 Ich werde sein, und wiederum voraus den Völkern werd' ich gehn!
 Auf eurem Nacken, eurem Haupt, auf euren Kronen werd' ich stehn!
 Befreierin und Rächerin und Richterin, das Schwert entblößt,
 Ausrecken den gewalt'gen Arm werd' ich, daß er die Welt erköst!“
 Die frische „Reveille“ (Wachruf), diese begeisternde, nach der Melodie der Marseillaise zu singende Kampfhymne, deren Refrain wir heute noch gerne unserer Ludorfschen Arbeitermarseillaise anhängen, und das herrliche, erz-

gegürtete „Ab s ch i e d s w o r t“ bedürfen wiederum keiner Erläuterungen. Man lese nur die wunderbaren, sieghaft-zuversichtlichen Worte:

„Nun ade, — doch nicht für immer adel

Sie töten den Geist nicht ihr Brüder“

und dann das zukunftsroh und zukunftsicher jubelnde Gelöbnis:

„Wenn die letzte Krone wie Glas zerbricht,

In des Kampfes Wettern und Flammen,

Wenn das Volk sein letztes „Schuldig“ spricht,

Dann stehen wir wieder zusammen!“

Was soll man da noch „erklären“? Nur auf das Wort von den „schmutzigen Westkalmücken“ sei hingewiesen; unter diesen „Westkalmücken“ (ursprünglich einer wilden russisch-mongolischen Völkerschaft) wird hier das ostelbische Junkertum als westlichste Gruppe der mongolisch-slavischen Blutsverwandtschaft verstanden, dessen atembeklemmender Druck auch heute noch, zweiundsechzig Jahre nach der Märzrevolution, wie ein Alb auf dem deutschen Volke lastet. Wie lange noch wird die Nation diesen wahren „inneren Feind“ im Lande wüten lassen? Wie lange noch? . . .

In dem großendenden Gedicht „Brot“, in dem der Dichter wieder rein proletarisch-soziale Töne anschlägt, möchten wir nur das Wort „Zyklopenarm“ kurz erklären. Auch Zyklopen sind Gestalten der alten griechischen Sage, Riesen, hier sind sie gedacht als Personifikationen proletarischer Kraft. —

Endlich noch ein paar Worte zum Schlußgedichte unserer Sammlung: „Am Birkenbaum“. In ihm spielt das sogenannte „zweite Gesicht“ eine Rolle, d. h. die angebliche Gabe, Vorgänge, die räumlich und zeitlich weit entfernt sich abspielen, leibhaftig vor Augen zu sehen. Noch heute schwören im Münsterlande, dem nach Norden zu gelegenen Teile Westfalens, Tausende der dort auf ihren einsamen Höfen hausenden Bauern und Schäfer darauf, eine solche „Gabe“ zu besitzen. — Der „junge Jäger“ ist Freiligrath selbst, in seiner Soester Kaufmannszeit; über seine damalige Lage findet der Leser Näheres in der Einleitung; die „graue Stadt“ ist natürlich Soest. — Byron, der „Jagdgenosse“ des Jägers, ist der berühmte englische Dichter, dessen Werke, besonders den „Mazeppa“, Freiligrath stets mit sich zu führen pflegte. — Unter Höhrauch versteht man jenen an manchen Frühsonnertagen auch heute noch in Westfalen wahrzunehmenden eigenartig riechenden, leichten Rauch, der vom Brennen des in der Lüneburger Heide zu Düngzwecken verbrannten Torfes herrührt. „Edition“ ist Ausgabe (eines Buches); Bracke ist eine Art Jagdhund; Holster ist der Künstlername des Jagdbildmalers Beckmann; Osning, Hellweg und Börde sind Bezeichnungen für verschiedene westfälische Landschaften.

Im Uebrigen ist es wohl unnötig, besonders hervorzuheben, daß die Gegenüberstellung der „Völker des Westens, der Freien“ und der „Sklaven aus Osten“, die den letzten Kampf um die Freiheit auf Tod und Leben miteinander kämpfen, heute in der Freiligrath vorschwebenden Art nicht mehr zutrifft.

In Freiligraths Tagen war Rußland die Vormacht der Reaktion schlechthin, es war noch nichts anderes als die Vormacht der Reaktion, noch nichts konnte man in jenen Tagen davon spüren, daß in ihm einst auch die tapfere Vorhut der internationalen Revolution erstehen würde. Eine europäische Befreiung schien damals (und noch weitere Jahrzehnte lang!) nur denkbar durch Niederwerfung des zaristischen Rußland von außen her, an eine Niederzwingung des Zarismus im eigenen Lande war noch nicht zu denken. So galt der Kampf gegen Rußland allgemein als revolutionäre Notwendigkeit, so hoffte Freiligrath im Jahre 1848, wie er einem Freunde schreibt, „antirussische Wachtfeuer zu teilen“ und der intensivste Haß des Freiheitsliebenden gegen Rußland als Hort aller Knechtschaft spricht auch noch aus manchen anderen Gedichten. So sagt er einmal, an die sogenannte „heilige“, in Wahrheit aber

höchst unheilige Alliance finsterster Reaktion zwischen den Herrschern Preußens, Oesterreichs und Rußlands erinnernd:

„Ob die Monarchen Freundschaft treiben —
Die Völker werden Feinde sein,
Die Völker werden Feinde bleiben!“

Heute würden wir genau umgekehrt sagen:

„Ob die Monarchen Feindschaft treiben —
Die Völker werden Freunde sein,
Die Völker werden Freunde bleiben!“

Gewiß sind die Völker des Westens denen des Ostens (und vor allem auch Deutschlands, des Landes der europäischen Mitte!) an demokratischen Errungenschaften auch heute noch weit voraus! Und doch: wer weiß, ob nicht gerade im Osten einst leuchtend das Morgenrot der sozialistischen Befreiung aufgehen wird! Schon im Jahre 1905, in den Tagen der ewig glorreichen russischen Revolution, schien von dort her hell das Licht der Zukunft für das ganze alte Europa zu strahlen! Jedenfalls, denken wir, werden nicht die „Völker“ des Westens gegen die „Völker“ des Ostens den letzten großen Strauß ausfechten, sondern die Völker des Westens und Ostens, der Mitte, des Nordens und Südens werden sich gemeinsam einst erheben gegen den einen großen gemeinsamen Feind: den internationalen Kapitalismus! „Es ist ein Feind nur, den wir alle hassen, und eine Freiheit macht uns alle frei!“ Immer näher kommt der Tag, da in der Tat nur noch diese zwei großen Lager die Welt zerklüften werden und wo „ein Hüben, ein Drüben“ nur gift! Und dann kommen die von Freiligrath prophetisch geahnten Siege des nahenden Welttages der Völker . . .



Wir sind am Ende! Was der sehr beschränkte Raum irgend zuließ, glauben wir nun getan zu haben, um dem Leser das Verständnis des größten Freiheitsdichters aller Zeiten und Länder näher zu bringen. Jetzt, Genossen, ist es an euch, vertraut zu werden mit, heimisch zu werden in dieser herrlichen Welt klirrender Verse! Lest die Gedichte wieder und wieder! Und haben sie euch reichen inneren Gewinn geboten, so empfiehlt auch euren Freunden die Anschaffung dieses Heftchens! Sucht Freiligrath zum Gemeingut des deutschen Proletariats zu machen! Das wäre ein schöneres Denkmal für ihn, als die Denkmäler, die die Bourgeoisie, in schnöder Verleugnung des echten Freiligrath, ihm jetzt unter Vorantritt von Oberpräsidenten und Ministern, von Justiz- und Kommerzienräten, auf Rolandseck am Rhein, in Soest und anderswo setzen! Ihr erwerbt euch damit aber auch ein Verdienst um unsere Sache! Denn ist Klugheit und Besonnenheit der Vater unserer Siege, so ist Begeisterung ihre Mutter! Ohne hellodernde Begeisterung sind noch nie große Siege erungen worden im Befreiungskampf der Menschheit! Das Wort Saint-Simons, des großen französischen sozialistischen Utopisten, bleibt ewig wahr: „Erinnere dich, mein Sohn, daß man begeistert sein muß, wenn man große Dinge vollbringen will!“ Und nirgends, Genossen, quillt der Strom echter und tiefer Begeisterung für die höchsten Ziele des Proletariats, die zugleich die höchsten Ziele der Menschheit sind, reiner und schöner, als in diesen Gedichten Ferdinand Freiligraths. Es raffelt in ihnen von brechenden Ketten; es strömt aus ihnen hervor wie heißglühende Lava aus einem Aetna. Zischende Raketen sind diese Gedichte, die die tiefe Nacht der kapitalistischen Knechtschaft erhellen und uns auf Augenblicke wenigstens die schönere Zukunft erblicken lassen. Es brandet und lodt in ihnen wie ein sturmgepeitschtes Meer aufgewühlter Leidenschaften. Und dabei ist jedes einzelne dieser Gedichte durchstrahlt vom Lichte innerer Reinheit und Güte. Das ist eine Mischung, die guten Klang geben muß! Nur ein Großer vermochte sie zu schaffen.

K. H.

Aus dem Arbeiterjugend-Verlag:

Staats- und Verfassungslehre

v. RUDOLF ABRAHAM, kart. etwa 1.50, geb. etwa 2.50. Enthält u. a.: Allgemeine Staatslehre, deutsche Verfassungsgeschichte, die Verfassung der deutschen Republik, die Entwicklungstendenzen des Verfassungsrechts.

Die materialistische Geschichtsauffassung und ihre Anwendung

v. W. REIMES, kart. etwa 1.50, geb. etwa 2.—. Leicht verständlich für die Jugend dargestellt.

Sozialistische Lebensgestaltung

v. HENDRIK DE MAN, kart. etwa 1.60, geb. etwa 2.50. Dieses sozialistische Werk wird sicher viel beachtet werden.

Der Sozialismus als Kulturbewegung

v. HENDRIK DE MAN, Preis 1.—. Aus dem Inhalt: Was ist Kultur? Die zwei Seelen im Klassenkampf: Interesse und Gesinnung. Der kulturelle Hintergrund des Klassenkampfes! Die Gefahr der Verspießerung. Der neue Glaube u. a.

Die Weltanschauung des Sozialismus

v. KARL KORN, Preis 0.80.

Die Arbeiterjugendbewegung, Einführung in ihre Geschichte.

v. KARL KORN, 400 S. Kart. 2.—, Ganzl. 3.—.

Die Theorie des modernen Sozialismus

v. RUDOLF ABRAHAM, 144 Seiten, kart. 0.80, geb. 1.20.

An der Wende des Zeitalters

v. Dr. VIKTOR ENGELHARDT, Individualistische oder sozialistische Kultur? 160 Seiten, kart. 1.60, in Ganzleinen 2.50.

Die deutsche Jugendbewegung als kulturhistorisches Phänomen

v. Dr. VIKTOR ENGELHARDT, Berlin 1923. 132 Seiten, kart. 0.80, geb. 1.20.

Die Ueberfahrt am Schreckenstein

v. Dr. ADOLF BEHNE
Eine Einführung in die Kunst mit neun Bildern nach dem bekannten Gemälde Ludwig Richters, 88 S., 1.80.

Von Kunst zur Gestaltung, Einführung in die mod. Malerei,

v. Dr. ADOLF BEHNE, 88 Seiten Text sowie 38 S. Bilder (darunter neun farbige). Vorzüglich ausgestattet. Kart. 2.75, Ganzl. 3.75.

Vollständige Verlagsliste bitte einfordern.

Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW. 61

Belle-Alliance-Platz Nr. 8.

Reihe der deutschen Arbeiterdichter

Die kleinen handlichen Büchelchen sind mit einer Einleitung versehen, auf bestem holzfreiem Papier in moderner Schrift gedruckt und kosten kart. 0.50 Mk., in Halbleinen geb. 0.90 Mk.
in Halbleder je 2.00 bis 3.00 Mk.,* Doppelband kart. 0.90 Mk., in Halbleinen 1.50 Mk.

KARL BRÖGER / Der blühende Hammer. Gedichte. 6.-9. Tausend

Das Büchlein bringt eine vom Dichter selbst besorgte, glückliche Auswahl seiner Gedichte, unter ihnen viele bisher ungedruckte.

***MAX BARTHEL / Überfluß des Herzens. Gedichte. Doppelband. 6.-8. Tausend.**

In Barthels Lyrik pulsiert die Leidenschaft der Arbeiterseele.

KARL HENCKELL / An die neue Jugend. Gedichte.

Henckell . . . ein aufrechter, tapferer Mensch mit großem, gütigem Herzen. Ein reiner Idealismus verklärt seine Gedichte. („Deutscher Bücherbericht“.)

FRANZ DIEDERICH / Jungfreudig Volk. Gedichte.

Der Arbeiterjugend-Verlag erneuert mit dieser Gedichtauswahl die Erinnerung an einen der trefflichsten Männer, die je zur Arbeiterbewegung gestoßen sind.

LUDWIG LESSEN / Wir wollen werben, wir wollen wecken. Gedichte. 6.-8. Tausend.

. . . freut man sich an diesen Gedichten eines junggebliebenen Fünfzigjährigen. („Deutscher Bücherbericht“.)

JÜRGEN BRAND / Wir sind jung — ! Gedichte. 6.-9. Tausend

Jürgen Brand steht zur Arbeiterjugend. Seine Lieder geben ihrem Willen und Sehnen packenden Ausdruck.

OTTO KRILLE / Aufschrei und Einklang. Gedichte.

Otto Krille ist der Arbeiterjugend kein Fremder. Er stand an der Wiege der Bewegung.

BRUNO SCHÖNLANK / Sei uns — du Erde! Gedichte.

Wald, Wiese, Wolken, Jahreszeiten stimmen ihren ewigen Gesang an, die düsteren Großstädte zeigen ihre Schlünde.

Neu! Glühende Welt, Gedichte von JULIUS ZERFASS. Zusammen- gestellt und mit einer Einleitung versehen von Kurt Offenburg.

Neu! Rotes Herz der Erde, Balladen, Gedichte, Gesänge von P. ZECH (Doppelband). Ausgewählt und mit Einleitung versehen von Walther G. Oschilewski.

In Vorbereitung: Bändchen von ROBERT SEITZ und ERNST TOLLER
Die Sammlung wird fortgesetzt.

JÜNGSTE ARBEITERDICH- TUNG / Zusammengestellt von Karl Bröger. Doppelband. 2. erweiterte Auflage. 7.-10. Tausend.

Aus 1200 Versen ausgewählt, nicht nach dem Gesichtspunkt „formaliterarischer Leistung“, sondern mit der Absicht, „gestaltetes Leben“ spüren zu lassen.

HERMANN CLAUDIUS / Lieder der Unruh. Gedichte (Doppelband). 5.-8. Tausend. Mit Einführung vom Verfasser.

WALTER SCHENK / Kampf- jugend. Gedichte. Mit Einführung von Karl Korn. 3. erweiterte Auflage. 5.-7. Tausend.

HEINRICH LERSCH / Stern und Amboß. Gedichte (Doppelband). Zusammengestellt und Einführung v. Walther G. Oschilewski.

GERRIT ENGELKE / Gesang der Welt. Gedichte. Zusammen- gestellt und Einführung von Walther G. Oschilewski.

ALFRED THIEME / Hammer und Herz. Gedichte. Einführung von Hermann L. Köster.

ERNST PRECZANG / Röte dich, junger Tag. Gedichte. Einführung vom Verfasser.

Unter Tag. BERGARBEITER- DICHTUNG. Gedichte. Zusammen- gestellt v. F. Osterroth. Doppelband.

Eine vorzügliche Zusammenstellung älterer und neuester Bergarbeiter-Dichtung.

H. THUROW / Flug in die Welt. Gedichte mit Einführung von Karl Korn.

Arbeiterjugend-Verlag, Berlin SW. 61

INHALTS - VERZEICHNIS.

	Seite
Zum Geleit	3—12
Die Freiheit! das Recht!	13
Im Irrenhause	14
Wann?	15
Schwarz-Rot-Gold	16
Aus dem schlesischen Gebirge	18
Hamlet	19
Wisperwind	21
Vor der Fahrt	22
Eispalast	23
Von unten auf	24
Wie man's macht	25
Freie Presse	27
Springer	27
Requiescat!	28
Irland	30
Das Lied vom Hemde	31
Im Hochland fiel der erste Schuß	33
Die Republik	34
Berlin	36
Ein Lied vom Tode	38
Troß alledem!	39
Die Toten an die Lebenden	40
Wien	42
Blum	43
Die Revolution	44
Reveille	45
Abschiedsworte der „Neuen Rheinischen Zeitung“	45
Brot	46
Am Birkenbaum	48
Erläuterungen	52—62



